

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Für Arbeit und Besinnung. 1947-1952 1950

1/2 (1.1.1950)

BEILAGE ZU
FÜR ARBEIT UND BESINNUNG

Karlsruhe, 1./15. Januar 1950

4. Jahrgang / Nr. 1/2

HANDREICHUNG FÜR DIE CHRISTENLEHRE

Jesus Christus und die Religionen der Erde

Christenlehr-Entwurf. Plan: B/III/1

Vorbemerkung: Wir beginnen jetzt mit Tertial III „Lebendiger Christ in lebendiger Gemeinde“. Zunächst aber wird eine Katechese mindestens über die Äußere Mission in jedem der 3 Jahrgänge geboten sein. Sprachen wir im Jahrgang A über „Jesus und die Völker“ und begannen mit der Lebensgeschichte und dem Arbeitsbericht eines eingeborenen Christen, beleuchteten also von der Mission her die rassistisch-politische Fragestellung, so werden wir jetzt die religiöse Fragestellung, also die nach der sog. „Absolutheit des Christentums“ ins Auge fassen — es ist kein Zweifel, daß sie ausgesprochen oder heimlich-inwendig in weiten Kreisen des „Kirchenvolkes“ das Recht der Mission verneinen läßt — und beginnen wieder mit einem Lebens- und Arbeitsbericht. Diesmal einer missionarischen Persönlichkeit. Nehme nun jeder wieder wen er am besten kennt: Livingstone, Egede, Skrefsrud, Paton. Wir greifen zu Ludwig Ingwer Nommensen und verweisen auf die Biographie Warnecks, auf W. Oelschners Abriss, auf W. Schreiners spannendes Buch „Im Kampf um die Welt“. (Dies Buch vermag es sogar, in einen sehr blasierten Jungenkreis den heißen Atem der Missionsgeschichte wehen zu lassen!)

* * *

Nommensen.

Dies Leben gehört von vornherein der Mission! Wenn der Junge, dem beide Beine überfahren waren und der schon ein Jahr zu Bett liegt, zur Verheißung von Joh. 14, 14 greift, um Heilung betend Missionsdienst gelobt, so war die Liebe zur Mission schon lange in ihm wach. Der fiebernde Jüngling läuft später übers Watt, um zu den Heiden zu gehen! Mit 20 Jahren nimmt er Katechismus, Bibel und Gesangbuch, will sich als Matrose anheuern lassen, um endlich dort zu arbeiten, wo Christus ihn haben will. Zwar muß er lernen, die eigenen Gedanken nach dem Willen des sendenden Herrn völlig unterzuordnen. Jenes stundenlange Warten vor der Tür des Barmer Missionshauses ist auch Schulung darin. 1862 landet N. auf Sumatra. Er lernt die Sprache der Batak, wie er ihnen

Aus dem Inhalt: Handr. f. d. Christenlehre: B/III/1 und 2 — Handr. f. d. Predigt: 3., 4. u. 5. So. n. Weihn., Septuagesimä, Sexagesimä. — Berichte: Die Evang. Akademie zu Herrenalb 1949 — Der missionarische Auftrag der Inn. Mission — Buchbesprechungen — Anzeige.

ja in allem ein Batak werden will. Dann kommt der erste große Abschnitt seines Wirkens. Er greift das Heidentum in seiner Hochburg an, im dichtbesiedelten Hochtal von Silindung, wo die ersten Missionare Lyman und Munson zuvor ermordet worden waren! Entscheidungszeiten, Geisteskampf (schon bei der Häuptlingsberatung, ob man dem „Weißauge“ einen Bauplatz überlassen will!), Schikanen, Mordanschläge. Das tödliche Gift schadet ihm nichts; das angesägte Haus bricht zusammen, als er nicht drinnen ist; beim Götterfest, bei dem sein Tod beschlossen wird, erscheint er persönlich und entwaffnet sie geistlich. Die ersten vier Männer lassen sich mit ihren Familien taufen trotz ihrer Ächtung. Dann entstehen ganze Christensiedlungen. Lehrerseminar, eingeborene Pfarrer, Kirchenordnung, christliche Sitte werden geschaffen. Nommensen darf auf dem Erreichten nicht ausruhen. Der zweite Abschnitt führt ihn, der die Gebiete erst selbst geographisch aufklären muß, in die Zentrale des heidnischen Widerstands, zum sagenvollen Tobasee, wo der alte Priesterkönig Singamangaradja regiert, der den Feldzug gegen die Christendörfer angezettelt hatte. „Wann wird diese große Schar ihre Knie beugen vor unserem König Jesus? Im Geiste sehe ich schon überall christliche Gemeinden, Schulen und Kirchen und ganze Scharen Batak. Groß und klein sehe ich hinwandern zur Kirche und höre, wie überall, die Glocken läuten, welche zum Hause Gottes rufen. Ich sehe die große Fläche bebaut, sehe Gärten und Felder auf jetzt kahlen Höhen, Wälder in üppigem Grün und überall ordentliche Dörfer und Wohnhäuser . . . Noch mehr, ich schaue sumatranische Prediger und Lehrer auf allen Kanzeln und Kathedern, jung und alt den Weg zum Himmel lehrend . . . Mein Glaube schaut das alles; denn es muß, es wird so kommen; alle Reiche müssen Gottes und seines Christus werden, alle Zungen sollen bekennen, daß Jesus Christus der Herr sei zu Ehren Gottes, des Vaters.“ Zwanzig Jahre später, als diese Gebiete gewonnen waren und mit Stationen und Filialen besetzt werden, kommt der dritte Abschnitt: der Osten der Insel war noch unerobertes Gebiet. Barmen, um Erlaubnis zur neuen Arbeit gefragt und ständig um Mitarbeiter angegangen, telegraphiert nur: „Tole!“ (d. i. „Vorwärts!“). Tole!, das durchglüht Nommensen. Bei seinem Tode 1918 zählt die selbständige Batakkirche 180 000 Glieder!

Was ist mit diesen Missionaren?

Was treibt sie letztlich? Sofort ist deutlich: Nicht ein kulturelles Interesse, nicht ein im Stände der Zivilisation begründetes, hochmütiges Schulmeisterbedürfnis, nicht „Europa“ (oder heute „USA“)! Sie reden alle von einem geheimnisvollen „Müssen“ (Paulus von der *αναγκη*, 1. Kor. 9, 16; Egede vom „Haken“, Paton vom „Marschbefehl“, Bodelschwing vom „Blitz“, der ihn auf dem Missionsfest in Bublitz traf). Die weißen Völker haben kein Recht mehr, den Schulmeister zu spielen! Die entscheidende Frage ist: ob dieses Müssen eine Einbildung ist oder von einer Stelle außerhalb „gefunkt“ worden ist? — Abenteuerlust kann es auch nicht sein! Dazu sind die Opfer zu hoch. (Nommensen Sohn wurde viehisch verstümmelt und umgebracht!). Die Befehle, die die Missionare von der „Stelle außerhalb“ erhalten, sind ihrem eigenen Sinn sehr oft entgegengesetzt! Woher kommt dies Müssen?!

Sie antworten: „Von Jesus Christus selbst!“ Und verdeutlichen das etwa so:

Jesus Christus — die Wahrheit — hat den Religionen Kampf angesagt.

Die Religionen sind Lügen, die eine Wahrheit zudecken. Die Wahrheit ist, daß alle Menschen als Geschöpfe auf den Schöpfer bezogen und ihm zu eigen sind. Diese Gottesbeziehung wird in den Religionen anerkannt, ausgesprochen und im selben Augenblick schon mit frecher Lüge und Verzerrung zugedeckt (vgl. Röm. 1, 18 ff.). So entsteht der fatale Allah, die Götzen und die Geister.

Mit Jesus Christus ist das Zeitalter der Religionen zu Ende (Act. 17, 30). Nun ist die Wahrheit angebrochen. Gott erbarmt sich über die sonst nicht zu lösende Verblendung. „Ich bin die Wahrheit . . .!“ Alle, die vor ihm kamen und lehrten, sind „Diebe und Mörder“ gewesen, Joh. 10, 8. Gandhi, der am Meeresstrand ein spielendes Kind sah, meinte: „So wenig dieses Kind mit seinem Strohalm den Ozean auszuschöpfen vermag, so wenig werden wir Erlösung erlangen.“ — Das ist nach Jesus Christus ein Anachronismus.

Die Missionare sahen Jesus Christus als ein Ereignis: das Kind in der Krippe, den Mann am Kreuz, den Osterfürsten. (Mögen die Religionen auch schöne Gedanken haben, ihnen fehlt das Ereignis, die Tatsache, die allem erst den Halt gibt.) Das selige, befreiende Ereignis der Wahrheit muß verkündet werden! „Es ist etwas geschehen!“

Jesus Christus — die Barmherzigkeit — befreit vom Fluch der Religionen.

Es ist ein böswilliger Betrug zu behaupten, die Heiden seien in ihrer Religion „so glücklich“. Nommensen watete auf Schritt und Tritt durch heidnisches Unglück: die Entehrung der Frau (Schreiner S. 29), die Gewinnung von Zaubermitteln aus den Gehirnen eingegrabener, aufrechtstehender Menschen (ebd. S. 52), das Verbrennen der Aussätzigen, die schauerlichen Gespräche über das Menschenfressen — was nicht aus Hunger, sondern der „Tondi“, der Seele, wegen geschieht (ebd. S. 50 f.) — die Zerstörung aller Gemeinschaft in Landschaft und Familie (Kinderverkauf). Die Predigt von Christus erlöst ganz praktisch von endlosem Unheil, so daß Nommensens Tagebücher immer mehr von „befreitem Land“ reden dürfen! Hier bricht Ordnung, Gesundung, Dank und Jubel an! — Der heidnische Lazarus liegt mit allen Schwären vor der Tür der Christenheit! Er muß gesehen werden. Die zivilisatorische oder politische „Aufklärung“ neuerdings durch Radio, Zeitung, Grammophon ist keine entscheidende Hilfe! Hier ist nicht mit Lessings blasierter Fabel von den Drei Ringen auszukommen oder zu helfen (mit seiner relativistischen Bilanz „Der echte Ring vermutlich ging verloren!“). Dahinter lauert nur ein alles zerstörender Nihilismus und die völlige Bindungslosigkeit!

Jesus Christus — das neue Leben — gliedert ein in Gottes Reich.

Jesus ist keine neue oder bessere Idee. Er ist ein neues Leben. Ein Leben aus dem zuvor oder anderswo nicht gegebenen Geist Gottes selbst. Der ist ein Einbruch aus der Ewigkeit selbst! — Von dieser Wirklichkeit her waren die Missionare ergriffen; daher ihr „Müssen“! Dies ist der Geheimnisse Enthüllung. Mit dieser Macht — nicht mit eigener — siegten sie, die völlig wehrlos und machtlos kommen (und gerade dann!). — Von dieser Macht zeugen die Jungen Kirchen. Hier hat jene Freude und

Gelöstheit ihre Wurzel, die auf den von Nommensen eingeführten „Jahres-synoden“ herrschen. (Oder vgl. das Lichterfest von We in Kamerun, als am brennenden Holzstoß sie zum 1. Mal die Testamente in eigener Sprache empfangen und ein jeder mit hier entzündeter Fackel nach Hause zog.) Denn des neuen Lebens innerster Inhalt ist Gemeinschaft mit Gott durch Jesu Versöhnung!

Dies neue Leben drängt auch nach uns und wirbt um uns! Reden wir von den Missionaren Christi und von den Religionen der Erde, dann befinden wir uns nicht auf einer Autoausstellung, auf der jeder sich seinen Typ aussuchen und erwerben kann. Sondern dann tritt Christus vor uns hin und fragt uns: „Erkennst du mich? Erkennst du mich in meinen Boten und Werken?“ Und noch dringender: „Erkennst du, daß die Mission eine Bahn ist, auf der ich deinen Gehorsam, deine Bereitschaft zum Opfer, deine liebende Anteilnahme prüfe und fordere?! Hier bin ich zu finden!“ Und die Anteilnahme an der Mission, an den Siegen Christi, an den (scheinbaren) Rückzügen und Niederlagen an dem Kampf an tausend Fronten ist spannender und hilfreicher als sämtliche Fußballwettspiele der Welt.

Rudolf Bösinger.

Was fang ich bloß mit meiner Taufe an?!

Christenlehr-Entwurf. Plan: B/III/2

Ein Beispiel.

Es war eine Zeit ähnlich wie heute. Der Untergang des Abendlandes drohte. Die Ordnungen lösten sich auf, die Sitten zerfielen. Der, von dem zu erzählen ist, hat eine einträgliche, angesehene Stellung als Professor der Beredsamkeit und träumt von hohen Staatsstellen, Statthalterämtern etwa. Wie er überhaupt ein Leben für sich und zu seinem Genuß führt, bewundert von Freunden und Schülern. Frauengeschichten passieren. Religiös interessiert, kann er sich selbst doch nirgends endgültig binden. Sein Leben wird ihm zur Qual. Dann griff Gott zu.

Die Wende geschieht in der Osternacht 387. Durch den Mittelgang der dreischiffigen Pfeilerbasilika San Ambrogio zieht ein Zug weißgekleideter Männer, Frauen, Halbwüchsiger. Eben sind sie getauft worden, eingetaucht also. Nun sind die Kleider gewechselt. Nun beginnt ein neues Leben!

Auch bei dem Professor. Statt der Großstadt Mailand die Landstadt Hippo Regius. Statt Genuß Dienst. Statt der Welt die Gemeinde Jesu. Statt der Eitelkeit das Gebet. Statt der Abenteuer Zucht. Statt der Ehren Leiden. Statt der Ruhe Kampf. Das ist Augustinus! Das ist die Taufe! — In der Taufe kehren Tod und Leben bei uns ein.

Der Tod kehrt ein.

„Wisset ihr nicht, daß alle, die wir in Jesum Christum getauft sind, die sind in seinen Tod getauft“ (Röm. 6, 3). Die Wasserfluten, ganz gleich, ob durch Untertauchen oder Besprengen, bringen Jesu Tod über uns: Jesus ist für den Getauften gestorben! Oder: Der Getaufte ist damit seinem eigenen alten Leben abgestorben. Das ist das erste Geheimnis des Sakraments.

Asmussen erzählt, wie sie damals in Flandern um einen Friedhof kämpften. Bald war der Engländer drin, bald der Deutsche. Aber immer pflügten Granaten den Boden um und warfen die Toten heraus. Da

lagen die Gerippe und waren der Welt abgestorben! Ob der eine oder der andere den Friedhof hat, ob Sonnenschein war oder Sturm heulte, die Toten waren davon nicht mehr berührt. Da lernte A. verstehen, was dies ist: dem alten Leben abgestorben zu sein.

Man kann dem alten Leben nicht absterben durch gute Vorsätze. So war es auch nicht bei Augustin etwa gewesen. Man kann nur durch einen Tod absterben. Man muß einen Tod zwischen das Alte und das Neue schieben. — Das Alte ist unheimlich lebendig. Es begegnen uns Menschen, an denen wir schuldig geworden sind. Es hockt in unserem Unbewußten, im „Kellerraum“ der Seele. Es zehrt an unseren Kräften. Die alten Erzählungen, daß die Geister der Toten, der Gemordeten, der Betrogenen kommen und quälen, drücken eine furchtbare Wahrheit aus (Bankos Geist in „Macbeth“; modern etwa die Qualen des Marineoffiziers, der, um die Disziplin auf dem Flüchtlingsdampfer zu retten, Frauen erschöß und beim Erschießen merkte, daß er dabei eine Art Wollust empfand, — und seitdem nicht mehr arbeiten kann, weil er die Bilder nicht mehr losbringt! Vgl. Horkel, Botschaft von drüben, S. 27 f.).

Man muß einen Tod dem Alten entgegenhalten können, wenn man Meister werden will gegen das Alte. So hat es Traugott Hahn jenen Richter und Vorbeter seiner Gemeinde gelehrt, an dessen Sterbebett er gerufen war, um der Flüche, Ängste, Gesichter, Lästerungen des Sterbenden willen. Er erfährt, daß der im Geheimen einen entsetzlichen „Sport“ getrieben hat: mit Hilfe seiner überragenden Intelligenz, seines allgemeinen Ansehens hat er aus Weiß Schwarz und aus Schwarz Weiß gemacht, den Unschuldigen verurteilt, den Schuldigen freigesprochen. Hahn erinnert ihn an Jesu Barmherzigkeit. Der Vorbeter hat sie zu oft heuchlerisch in den Mund genommen, um jetzt sich noch an ihr halten zu dürfen. Das Argument, mit dem Hahn endlich siegen darf und die Heimkehr des Verlorenen noch in letzter Stunde bewirken darf, war die Erinnerung an die Taufe. Jesu Tod galt ihm! Jesu Tod darf er seiner Schuldenlast entgegenhalten. Ja, durch Jesu Tod ist er selbst seinem alten Leben abgestorben, sodaß dieses — wenn er es im Glauben annimmt — ihn garnichts mehr angehet. (Autobiographie. Ein packendes Beispiel!) Darum schließt sich der angefochtene Luther ein, daß Frau Käthe ihm bloß Brot und Wasser reichen darf und schreibt sein: „Baptizatus sum!“ auf die Tischplatte. Darum lehrt er uns im Katechismus: „Sie wirkt Vergebung der Sünden, erlöst vom Tode und Teufel . . .!“

Das Leben kehrt ein!

Das zweite Geheimnis aber des Sakramentes ist: „ . . . auf daß, gleichwie Christus ist auferweckt von den Toten durch die Herrlichkeit des Vaters, also sollen auch wir in einem neuen Leben wandeln“ (Röm. 6, 4). Jesus wird zum Leben in dem Getauften. Auferstehung geschieht. Auferstehung freilich, die man, wie alles, was von Jesus kommt, im Glauben annehmen muß.

Erwählt ist der Getaufte, „bei seinem Namen gerufen“ (Jes. 43, 1). Kürzlich hatte einer auf einem großen Bahnsteig ein merkwürdiges Erlebnis. Die Menschen hasteten dahin, die ganze Menge in großer Eile und Geschäftigkeit, sie kamen aus und gingen in alle Richtungen; und nahmen sich sehr wichtig. Der Beobachter sah sie auf einmal anders: wie am Boden des Ozeans winzige Tierlein leben, von keinem geachtet,

so leben ja genau so diese Menschen am Boden des Luftmeeres, des Weltäthers, eigentlich unbedeutend wie die Infusorien. Merkwürdiges Erlebnis, die ganze Perspektive verschiebt sich! Aber groß wurde ihm auf einmal das „bei deinem Namen gerufen“! Woher weiß ich das, daß ich was anderes bin? Nur durch die Taufe!

Eigentum Jesu ist der Getaufte. Er trägt nun „das unauslöschliche Siegel“ (vgl. den Roman von E. Langgässer). Wie in die Hanfseile der kgl. englischen Schiffe ein roter Faden eingewebt wurde, daß keiner königliches Eigentum stehlen konnte, so ist in unser Leben der Tauffaden eingewoben worden und geht nicht mehr heraus. Wie wird man froh darüber! Taufe feiern ist wahrlich ein frohes Fest! Sie hatten früher schon recht, das „natus“, den Geburtstag, zu vergessen und das „renatus“, den Tauftag, umso fester zu behalten.

Begnadet ist der Getaufte. Jesus ist ja mit ihm. Wo Jesus ist, ist Leben und Seligkeit. Darum fährt Luthers Katechismus fort: „... und gibt die ewige Seligkeit allen, die es glauben, wie die Worte und Verheißung Gottes lauten.“ Die ewige Seligkeit beginnt, hier schon Frieden, Freude, Kraft, Liebe auszustrahlen. Darum hat jenes Pfarrerbüblein schon recht, das, als alle malen durften, was sie wollten, ein Kind malte mit einem schönen gelben Kranz um das Haupt und, gefragt, was das sei, zur Antwort gab, das sei „der Schein“. „Was für ein Schein?“ „Ha, der Tauschein!“ Bedeutungsvolles Mißverständnis!

Gilt das auch für die Kindertaufe?

Sie ist das unmißverständliche Zeichen, daß alles Gnade Gottes ist, nicht unser Verdienst, nicht unser Werk!

Freilich will sie nun nicht vergessen sein! Wieviele tun das! Oder erniedrigen die Taufe zu einem „Familienfest“, das früher mal ganz lustig war.

Die rechte Erinnerung an die Taufe ist die ständige Begegnung mit dem Gott, der damals und heute durch sein Wort zu uns spricht. Wir wurden doch „gerufen“!

Wo man diese rechte Taufferinnerung nicht will, da muß die Kirche die Taufe versagen. Eine vergessene Taufe ist eine vergebliche Taufe.

Darum gab uns die Kirche die Paten. Die Paten sollen die lebendige Erinnerung an die Taufe sein! Die Aufgabe der Paten ist: über der Taufe zu wachen! Was hier gepflanzt ist, soll unter den betenden und weisenden Händen der Paten in Schutz und Pflege stehen. Erneuerung des Patenamtes ist dringend nötig!

Die Taufe als Verpflichtung.

Was Gott uns gibt, das will von uns genommen sein! — Dort, am Anfang unseres Lebens, geschah die Taufe. Wie ein Wegweiser wurde sie aufgepflanzt. Ihr Flügel deutet unablässig in die Richtung auf Christus hin und meint: „Das Leben liegt immer nur bei IHM!“ Vielleicht irren wir ab vom Wege. Dann mahnt die Taufe: „Kehr um! Kehr um bei deiner Seelen Seligkeit!“ So wurde sie noch stets zum Bußzeichen. So hat Johannes im Jordan getauft und mit dem Taufen überhaupt angefangen. Wer da hineinstieg, brach mit seinem alten Leben. Aber wie die Buße will, so will sie auch Glauben! Glauben an Gott, der die Unreinen rein und die Ungerechten gerecht macht. Die eigentliche „Sünde

wider die Taufe“ ist der Unglaube! Der eigentliche Sinn der Taufe ist die Freude über Jesus, unseren Heiland. „Wer da glaubt und getauft wird, der wird selig werden!“ (Mark. 16, 16). Das gilt zeitlich und ewig!

Rudolf Bösinger.

HANDREICHUNG FÜR DIE PREDIGT

3. Sonntag nach Weihnachten: Lukas 2, 41—52

Warum steht diese Geschichte im Evangelium? Für einen Biographen des Menschen Jesus von Nazareth sind die Berichte der Evangelisten, auch die des Lukas — trotz seiner Kindheitsgeschichten — sehr unerheblich. Wir erfahren gerade das nicht, was wir gerne wissen möchten: auf das seelische Reifwerden des jungen Jesus wird überhaupt nicht eingegangen. Keine Entwicklungsstufen sind festzustellen, auch wenn wir die kleinen Nebenaussagen noch so sehr pressen. Warum ist dann aber diese Geschichte vom 12jährigen Jesus im Tempel diesem Schweigen entzogen?

1. Was Lukas besonders bewegt, ist die doppelte Sohnschaft Jesu (vgl. Schlatters Lukaskommentar). „Er lebte zugleich als der Sohn Gottes und als der Sohn seiner Eltern.“ Seine Gottessohnschaft wird dadurch deutlich, daß der Tempel für ihn das Haus des Vaters ist. Seine Zugehörigkeit zur menschlichen Familie des Bauhandwerkers Joseph bleibt aber trotzdem bestehen, auch als er mit Joseph und Maria nach Jerusalem kommt und wieder nach Nazareth zurückkehrt im vollen Gehorsam jener Zeit.

Diese doppelte Sohnschaft Jesu kann nicht dadurch zusammengeschaufelt werden, daß wir Maria aus ihrer menschlichen Mutterposition herausheben und zu einem himmlischen Wesen machen. Dazu geben uns die Texte keine Berechtigung. Auch nicht der marianische Lobgesang. „Sie verstanden das Wort nicht, das Er mit ihnen redete.“ Wenn auch Maria diese Worte in ihrem Herzen behielt (vgl. Geburtsgeschichte), so bedeutet das in keiner Weise, daß sie damit mehr tat, als wenn eine moderne Mutter über besondere Aussprüche ihres Kindes Buch führt. Jedenfalls zeigt ihr späteres Verhalten nach dem Hervortreten Jesu, daß sie die Tiefe der doppelten Sohnschaft Jesu nicht verstanden hat. Es gehört zu der Knechtsgestalt des Gottessohnes in dieser Welt, daß diese Spannung Gotteswelt — Menschenwelt in Seiner irdischen Jugend bereits deutlich zu erkennen ist.

Noch wichtiger ist, daß diese Spannung von Jesus durchaus bejaht wird. Sein Weg als Zwölfjähriger nach Jerusalem fügt sich vollkommen in die Ordnung einer Familie jener Zeit ein. Dabei bleibt es auch nach dem Feste. Lukas bezeugt ausdrücklich: Er war seinen Eltern untertan. Als die Ihn aber vorwurfsvoll wegen Seines Zurückbleibens zur Rede stellen, — zweifellos war dadurch die Gehorsamspflicht eines palästinensischen Sohnes verletzt, — da liegt in Seiner Antwort nicht die Spur einer Entschuldigung. Die ewige Sohnschaft des Christus leuchtet auf und wird ebenso bejaht wie der Gehorsam gegen die irdischen Eltern.

Es ist darum beides zu sehen: der klare Gehorsam des jungen Mariensohnes und das eindeutige Wissen des Gottessohnes um Seine Zugehörigkeit zu Gottes Haus. Ohne diese polare Spannung ist das Leben

des Heilandes auf dieser Erde gar nicht zu verstehen. Wir machen sonst entweder einen ungebärdigen Revolutionär oder ein überirdisches uns nie gleichgewordenes Gotteswesen aus Ihm. Was wir aber brauchen, ist gerade der Heiland, der mitten in diesem Erdendasein steht wie wir auch, und der doch von oben gekommen ist, daß Er uns löse aus der Gebundenheit an diese gefallene Welt.

2. Diese Spannung eines Lebens aus zwei Wurzeln heraus setzt sich fort auch im Leben jedes wirklichen Nachfolgers Christi. Nicht, als ob wir vergäßen, daß es ein prinzipieller Unterschied ist, ob wir diesen Jesus von Nazareth als Gottes Sohn anbeten oder von unserer Gotteskindschaft Zeugnis geben. Man mag sich dieses Abstandes sehr wohl bewußt bleiben. Dennoch ist auch hier der Jünger nicht über den Meister. Wenn Er diese Spannung bejaht hat, so dürfen auch wir nicht versuchen, uns dieser Spannung zu entziehen.

Wir entziehen uns aber dieser Spannung, wenn wir die natürliche Ordnung abwertend behandeln und schwärmerisch über jede Vätersitte und jede Familien-, Kirchen- oder sonstige Ordnung hinwegzeln wollen. Nicht umsonst hat Bezzel gerade bei diesem Text mit heiligem Ernst den Segen der Treue betont, die allein schon in dem Satz liegt: „Seine Eltern gingen alle Jahre gen Jerusalem auf das Osterfest.“ Um dieser Treue willen begegneten sie in Jerusalem dem, „den sie zwölf Jahre unter sich beherbergt und nicht gekannt hatten“. Um dieser Treue willen fanden sie auch ihren Sohn im Hause Gottes. Um dieser Treue willen konnten sie auch Unverstandenes tragen und bewahren, bis sich das Geheimnis erschloß und Maria den Ostersieg dessen sah, dem sie hatte Mutter sein dürfen, obwohl seine Gestalt weit über alle irdischen Gestalten hinausragt.

Darum kann nicht eindringlich genug betont werden: Entziehen wir uns der Spannung nicht, die unser Christenleben durchziehen muß, indem wir den natürlichen Ordnungen abwertend gegenübertreten! Sie gehören auch zu unserem Leben, wenn wir echte Nachfolger Christi sein wollen.

Es darf aber auch nicht so werden, daß wir vor lauter Festhalten an diesen Ordnungen vergessen, daß diese Ordnungen letztlich alles Notordnungen sind. Wenn es einst Wirklichkeit wird: „Siehe da, die Hütte Gottes bei den Menschen!“, dann muß mehr da sein als nur gesetzliches Festhalten an diesen Notordnungen. Wohl ist es wahr: „Nur dem wird das Vaterhaus teuer, der im Diensthaus war und vor Tyrannen gehorcht hat“ (Bezzel). Wer sich aber gar nicht nach dem Vaterhaus sehnt, wird nie aus dem Diensthause herauskommen.

Es ist erschütternd für den, der sehen kann, wenn Menschen beim äußerlichen Brauchtum der Kirche stehen bleiben. Das ist die tote Christenheit, die für die, die draußen sind, keinerlei Anziehungskraft hat. So werden sogar die Menschen, die bis zur Tür des Heiligtums gekommen sind, abgestoßen, weil ihnen nur erstarrter Formelkram geboten wird. Lebendige Treue erschöpft sich nicht in starrer Gesetzlichkeit. Lebendige Treue weiß um die Welt, die in alle natürliche Ordnung hineinragt, ihr Segen und Kraft gibt, sie aber auch unter Umständen sprengt. Darum ist dieser junge Mensch Jesus gewachsen an „Weisheit, Alter und Gnade bei Gott und den Menschen“, weil Er nicht in den Formeln der kirchlichen Ordnung erstarrte, sondern aus der Welt des Vaters täglich neues,

quellfrisches Leben empfing, das Ihn auch in der Knechtsgestalt des Mariensohns sein ließ, was Er war: Gottes eingeborener Sohn.

Genau aber das macht das Eigentliche im Christenleben aus: in den natürlichen Ordnungen stehen als Menschen mit Heimatrecht in der Stadt Gottes. Und alle Erdenordnungen erfüllen mit jenem Wesen, das uns nicht von Natur gegeben ist, sondern uns zuströmt aus jenem Gottesreich, das dieser Jesus mit Seiner doppelten Sohnschaft uns geöffnet hat.

Von hier aus gesehen ist diese Geschichte vom zwölfjährigen Jesus in Jerusalem von aktuellster Bedeutung auch für uns Menschen von heute. Sie zeigt uns, daß Christenleben nicht ausgeglichen gelebt werden kann, sondern nur in der Spannung zum Leuchten kommt. Dieses Leuchten aber ist unsere Aufgabe in dieser dunkeln Welt.

Lieder: 83;87, 4; 92; 88, 6.

Eugen Speck.

4. Sonntag nach Weihnachten: Johannes 2, 1—11

Der ganze Bericht steht unter den Worten von Vers 11: „Das erste Zeichen, das Jesus tat . . . und offenbarte seine Herrlichkeit“. Dieses Zeichen geschah bei einem Anlaß, der im Verhältnis zu dem, was dort offenbar wurde, banal genannt werden darf. Daher gebührt dem Rahmen keineswegs die Bedeutung, die ihm oftmals beigemessen wird. Wir lesen den Text mit dem Wissen darum, daß es um das Zeichen geht, das real zeigte, daß Gott Mensch geworden war und eingegangen in die allzumenschliche Umgebung. Daher erscheint uns die allegorische Auslegung der Absicht des Johannes völlig zuwiderzugehen. Daneben wehren wir uns auch gegen das Hineinlesen von Dingen, die bei Johannes nicht geschrieben stehen. Dieser Bericht wurde nicht geschrieben als ein Teil des neutestamentlichen Kanons, in dem es, wie in Lietzmanns Handbuch heißen sollte, „vgl.: Matth. oder Luk.“, sondern es war doch ein Bericht für Menschen, für die hier wirklich das erste Zeichen mitgeteilt wurde. Deshalb erscheint größte Texttreue geboten, um die Verkündigung des Johannes umso klarer zu verstehen. (1) „Am dritten Tage“ bezieht sich entweder auf 1, 39 und wäre dann von der Berufung der beiden Johannesjünger an gerechnet, oder aber auf die Verheißung von 1, 51. Die letztere Möglichkeit hat mehr Wahrscheinlichkeit, da ja inzwischen die in 1, 43 geäußerte Absicht verwirklicht und der Weg nach Galiläa zurückgelegt worden war. Kana ist nicht genau zu lokalisieren, weil die Wahl zwischen mindestens zwei Orten dieses Namens zu treffen wäre. Aus der Art, wie Maria in Vers 3 und 5 sich der Angelegenheiten des Hauses annimmt, wollen einige Ausleger schließen, daß sie vielleicht als Verwandte eingeladen worden sei. (2) Es ist denkbar, daß Jesus erst bei seinem Eintreffen in Kana mit seinen fünf Begleitern eingeladen wird, denn bei der im NT häufigen Relativität der Tempora läßt der Aorist *εκληθη* keinen eindeutigen Schluß auf die Art der Vergangenheit zu, die hier gemeint ist.

(3) Welches die letzte Ursache für den auftretenden Mangel an Wein ist, kann nicht entschieden werden. Es könnte auch sein, daß das Hinzu-kommen der sechs neuen Gäste mit dazu beigetragen habe. Dann hätte Maria einen zusätzlichen Grund gehabt, mit ihrer besorgten Frage sich an Jesus zu wenden, und es könnte sogar im Ton einer gewissen Entschuldigung für das Hochzeitshaus gesprochen sein. Daß Maria von Jesus

eine Behebung dieser Not erwarte, ist dem Text nicht ohne gewisse Gewaltsamkeit zu entnehmen. Nach Johannes und dem, was er bisher berichtet hat, hatte sie eigentlich keinen Grund, hier um eine wunderbare Hilfe zu bitten. Für eine solche letzte Zuflucht müßte dann auch Voraussetzung sein, daß auf andere Art kein Wein zu beschaffen war. Gab es nun aber wirklich keinen Weinhändler im Ort, wo man Abhilfe erhoffen konnte? Alle diese Fragen würden sich leichter lösen, wenn wir ganz einfach hierin eine Entschuldigung hören würden: Habt Geduld, der Wein ist ausgegangen, und es wird einige Zeit dauern. Damit würde der Situation die Dramatik genommen, aber wer weiß, ob wir sie nicht nachträglich hineinlegen, wenn wir bei Maria die Erwartung wunderbarer Hilfe voraussetzen?

(4) Jesus hebt die Frage durch seine Antwort auf eine andere Ebene. Bauer übersetzt das *τι εμοι και σοι* mit „Laß mich in Ruhe“, aber Luthers Übersetzung vermeidet einen ärgerlichen Klang und betont besser den Hinweis auf den Abstand, der darin zum Ausdruck kommt, daß nicht der Name Mutter, sondern das zwar nicht respektlose *γυναί* gebraucht wird. Jesus aber mag ähnlich wie im Matth.-Bericht (Kap. 4) hier eine Versuchung zu einem ersten Zeichen um seiner Jünger willen verspüren, und damit wäre die Leidenschaftlichkeit seiner Abweisung begründet, die sonst recht unvermittelt kommt. Er ruft nicht nur seine Mutter, sondern mehr noch sich selbst zur Ordnung, indem er das Zeichen von Gottes Weisung abhängig macht.

(5) Maria begreift oder ahnt, daß es hier nicht mehr um Hausfrauensorgen geht und gibt das Heft aus der Hand.

(6) Die Krüge haben ein Fassungsvermögen von 5—7 hl, aber wieder erscheint es fraglich, ob man daraus unbedingt auf die Größe der Hochzeitsgesellschaft schließen muß. Sie werden jedenfalls bis obenhin gefüllt.

(8) Ueber den Vollzug des Wunders wird kein Bericht gegeben, sondern nur das Ergebnis mitgeteilt. Luthers „Speisemeister“ übersetzt Büchsel treffend mit „Oberkellner“, denn das ist wohl die Funktion des *αρχιπικλινος*. In seinen Mund paßt sehr gut die witzig gemeinte Bemerkung von Vers 10, hinter der nicht eine feierliche Regel orientalischer Gastgebote zu suchen ist, sondern eher ein professioneller Witz.

(9) Umso gewichtiger ist das Zeugnis dieses „Fachmannes“ für Johannes, der ja immer zugleich als Apologet schreibt und Zweifler überzeugen möchte.

(10) Die Anmerkung der Jubiläumsbibel: „Jesu Gegenwart schloß alles Uebermaß und allen Mißbrauch aus“ ist gut gemeint, aber sie wird der Situation nicht gerecht. Schon die Bemerkung des Oberkellners legt die Vermutung nahe, daß die Stimmung der Hochzeitsgesellschaft keineswegs feierlich, sondern „gehoben“ war, und Vers (11) könnte durchaus als Bestätigung dieser Vermutung dienen. Das *σημειον* sprengt solche Besorgnisse, wie sie in der genannten Bemerkung auftauchen. Es geht um das Zeichen, nicht mehr um die Zahl von Hektolitern Wein, die dabei entstanden. Viel wesentlicher aber ist, daß weder vom Glauben der Maria, noch von einer Reaktion der Hochzeitsgesellschaft gesprochen wird. „Seine Jünger glauben an ihn“. Um sie ging es offensichtlich dem Herrn. Ihnen gegenüber wollte er sich ausweisen mit diesem Zeichen.

Das hat er getan. Seine Absicht ist erreicht, und sie glauben an ihn. Es ging Jesus nicht um die Behebung einer augenblicklichen oder wirklich ernsthaften Verlegenheit, und deshalb ist auch die Frage, ob Jesus hiermit den Weingenuß bejaht habe, unsachlich. Wir haben nicht zu verteidigen und den Gedanken abzuweisen, daß Jesus hier zur Maßlosigkeit verführt haben könnte. Wir haben zu verkündigen, und dieses Zeichen muß so eindeutig als Zeichen verkündigt werden, daß der Gemeinde solche Fragen von selbst als hier nicht angebracht erscheinen. Damit aber stehen wir zugleich am rechten Platz in der Reihenfolge der Perikopen dieses Kirchenjahres.

1. Weihnachtstag: Gottes Zeichen zur Beglaubigung für das Kind
1. n. Weihn.: Gottes Zeugnis durch Simeon.
2. n. Weihn.: Gottes Beglaubigung durch die Weisen.
3. n. Weihn.: Der Zwölfjährige beweist zum ersten Male, daß sich die Verheißungen bestätigen.

Das wäre zugleich der I. Teil der Predigt. Teil II dient dann der Darstellung dieses Zeichens. Es ist die Kennkarte Jesu, sein göttlicher Ausweis, den er hier zum ersten Male vorweist. In Teil III könnten die Konsequenzen daraus gezogen werden. Diese Kennkarte wird Jesus nun nicht immer offen vor sich hertragen, wie auch wir es nicht tun. Bei einigen seltenen Gelegenheiten zeigt er sie erneut vor, wenn Menschen vor ihm stehen, die entweder um ihres Glaubens willen einen Anspruch darauf haben, sie gezeigt zu bekommen, oder wenn es Kleinglauben zu bekämpfen gibt bei Menschen, die der Herr für seine Nachfolge ausersuchen hat. Aber nachdem wir nun seinen Ausweis gesehen haben, wissen wir, daß hinter allem, auch hinter seinen Worten, Gottes Autorität steht, und daß er eben in allem Gottes Herrlichkeit in unserer Mitte offenbaren will. Dieser hier ist nicht mehr der Zimmermannssohn aus Nazareth, von dem noch Nathanael (1, 46) meinte: „Was kann von Nazareth Gutes kommen?“ Er ist, wie er selbst durch die Anrede in Vers 4 zeigte, nicht mehr der Sohn der Maria, sondern Gottes Bevollmächtigter. Seine Aussagen über sich selbst wie über mich haben von diesem Zeichen her ihr göttliches Gewicht, und er muß in allem ernst genommen werden.

Wie hier nicht ein geistliches Problem, sondern eine banale Notlage zum Anlaß eines Zeichens genommen wird, so mag auch in unserem Leben seine Herrlichkeit offenbar werden nicht nur in seelischen Konflikten, sondern bei den einfachen Sorgen und Bitten um das Nötigste. Ein Stück erbetetes Brot mag den Glauben schaffen, den seine Jünger fanden. Aber der Herr bestimmt die Stunde seiner Zeichen, und wir können sie ihm ebenso wenig vorschreiben, wie Maria es durfte, obwohl dieses Vorschreiben eine der Hauptsünden beim Beten ist. Es droht aber auch die Gefahr, daß man an einem Zeichen vorbeigeht, wie es anscheinend der Hochzeitsgesellschaft widerfuhr. Sie haben vielleicht nicht einmal gefragt: Woher kommt diese köstliche Gabe?

Jesus richtet Zeichen nicht nur auf einer Bühne auf, die für „Wunder“ dekoriert ist, sondern auch in den kleinen Dingen, die wir auf das Konto von Menschen schreiben. So mag hier die Weisung mit enthalten sein, auch in den kleinen Dingen des Alltags, auch dort, wo es wider Erwarten „gelaugt hat“, Zeichen zu begreifen. Auch wir können

immer noch begnadigt werden damit, glauben zu können auf Grund eines Zeichens, das vor unseren Augen geschah. — Wir schließen mit einer Bemerkung Luthers: „Deshalb soll dieses Wunderwerk vornehmlich dahin dienen, daß wir unsern lieben Herrn Christum recht lernen erkennen und mit gewisser Zuversicht, wo Mangel und Not bei uns sich findet, zu ihm Zuflucht haben, Hülfe und Gnade bei ihm suchen; die soll uns gewißlich zu rechter Zeit widerfahren.“ Wir glauben jedoch, den Text nicht in erster Linie als einen Erweis der Hilfsbereitschaft des Herrn, sondern vielmehr als einen Hinweis darauf verstehen zu müssen, daß Zeichen nicht an weltbewegende Anlässe gebunden sein müssen.

Horst Weigt.

5. Sonntag nach Weihnachten: Matthäus 8, 5—13

Es ist eine alte Erfahrung, daß die bekanntesten Texte nicht immer die leichtesten sind. Schon deswegen, weil sie so bekannt sind. Der „Hauptmann von Kapernaum“ zählt in die Reihe der Perikopen, die nicht nur dem Prediger, sondern auch der Gemeinde allzu geläufig sind. Man sollte sich darum gerade bei solchen Geschichten sehr ernsthaft bemühen, über die übliche Exegese hinaus noch ein Stück tiefer zu dringen.

Wir folgen zunächst wohlbekannten Pfaden. Man kann entweder von den Versen 11—12 ausgehen und so meditieren: wir haben es hier mit der von Matthäus tendenziös zugespitzten Tatsache zu tun, daß der Rahmen religiös-partikularistischen Denkens schon von Jesus selbst durchbrochen wird. Die Perikope steht in der Linie von Matthäus 2, 1—12, Matthäus 15, 21—28 und Matthäus 21, 33—41. Diese Linie kulminiert in dem Matth. 21, 43 ausgesprochenen Satz: „Das Reich Gottes wird von euch genommen und einem Volke gegeben werden, das seine Frucht bringt“. Wenn auch Matthäus hier bewußt verschärft hat, (vgl. dazu wie Matth. im Vers 12 die entsprechende Lukasstelle (13, 28—30) durch den Zusatz: „οι δε υιοι της βασιλειας εκβληθησονται“ kontrastierend pointiert!), so führt er doch nur eine Linie weiter, die einmal schon deutlich im AT begonnen hat (Jes. 2, 2—3; Jes. 42, 1; Mal. 1, 11 u. a.), die aber außerdem sicherlich historisch treu ist. Es ist nicht angängig, solche Matthäus-Stellen als spätere Einschübe anzusehen, die „geboren sind aus der schmerzlichen Erfahrung der apostolischen Zeit, die es erleben mußte, wie hartnäckig das erwählte Volk die Messianität Jesu leugnete“. Der heidnische Centurio, der nach Lukas 7, 5 wohl als ein „σεβομενος τον θεον“ angesehen werden darf, ist somit Repräsentant derer, die aus dem Heidentum zum Heil gerufen sind. Beschämend für die Juden, daß ein Heide es ist, der solchen Glauben aufbringt, der Jesu Tat und Hilfe auslöst. Von hier aus ist dann dieser Gedankengang in der Lage, in eine Predigt einzumünden, die uns als aus dem Heidentum Kommende des Heils für teilhaftig erklärt. Leonhard Fendt schreibt: „dieses Wort Jesu (Vers 10) muß späteren Heidenchristen wie ein früher Gruß an sie aus dem Munde Jesu selbst vorkommen. Es ist auch ein Grußwort an uns heutige Heidenchristen . . .“ Zielgedanke dieser Meditation: Glaub' so unkompliziert wie jener Hauptmann, der an Glaubenskraft die zum Glauben Erzogenen und Berufenen weit übertraf.

Von diesem Endpunkt geht nun die zweite häufig geübte Gedankenführung aus und schildert den Glauben des Hauptmanns als schlechthin

musterhaft. Es wird nachgewiesen, wie dieser echte Glaube einige wesentliche Etappen durchläuft, bis er hier zur vollen Entfaltung kommt. Der Hauptmann als ein „anständiger Mensch“ (wie kümmert er sich um seinen erkrankten Burschen) mit stark religiösem Interesse (er hat den Juden eine Synagoge erbaut) erfährt von Jesus (so kommt zur Tugendhaftigkeit und zur Religiosität noch die Jesus-Kenntnis hinzu) und wird schließlich nach dieser Vorbereitung ein wahrhaft Glaubender. In einer mir vorliegenden Meditation aus dem Jahr 1942 wird sogar mit sehr zeitgemäßen (1942!) Worten als echter Soldatenglaube geschildert. Es wird dabei betont, daß soldatische Haltung nicht ohne Soldatenglaube möglich sei. Ein Soldat rufe nicht wegen jeder Kleinigkeit die Hilfe des Höchsten an, wende sich aber in der Not zu ihm. Die erwähnte Meditation endet mit dem aufwühlenden Finalthema: Soldatenglaube führt zu soldatischer Haltung! Zum Schluß wird noch gefragt: Wer ist ein Mann? Und gibt die Antwort: wer glauben kann. Von hier aus ist es nicht mehr weit, die Heiden als die zum Glauben besonders Qualifizierten zu bezeichnen, die ohne Buchstabenfrömmigkeit und Schriftgelehrsamkeit jene soldatisch-zackige Gläubigkeit aufbringen, die man auch im säkularen Raum vor nicht zu ferner Zeit postuliert hat.

Mir scheinen beide Gedankenreihen, ob sie nun von Vers 11 oder von Vers 9 ausgehen, doch an der Peripherie zu bleiben. Vor allem aber ist hierbei zu fragen: ist das denn noch evangelisch gepredigt, wenn der Glaube des Hauptmanns, mag er nun mehr in seiner reflexionslosen Schlichtheit oder mehr als signum heidnischer Heilskapazität gesehen werden, schließlich von den Hörern gefordert wird? Etwa mit den Worten: „Seht, so müßt (!) ihr glauben. Dann und nur dann wird und kann Jesus euch helfen in eurer so oder anders gearteten Not“. Hier wird der Schwerpunkt doch offensichtlich anthropozentrisch verlagert und es liegt eben letztlich doch an dem Menschen! Denn an seiner Glaubensintensität hängt das helfende Handeln Jesu. Mögen auch die übrigen Bemerkungen (über das Heil, das auch den Heiden gilt, über den echten Glauben, der nicht viel wenn und aber kennt usw.) durchaus richtig und textgemäß sein, so landet man doch wohl oder übel bei der Forderung, es diesem Hauptmann nachzutun. Beruhigend mag dabei wirken, daß wir ja normalerweise die beiden ersten Etappen des Glaubens sicherlich schon durchlaufen haben, denn eine gewisse Wohlanständigkeit und Religiosität wird der Mehrzahl der Gottesdienstbesucher nicht abzusprechen sein. Unmerklich ist dann der Glaube als eine Leistung, als ein neues Werk seines neutestamentlichen Spezifikums beraubt, das darin besteht, daß er eben unter gar keinen Umständen eine Leistung des Menschen ist.

Wie aber wird dieser schiefen Meditation und dieser unevangelischen Predigt wirksam gesteuert? Dadurch, daß man den Hauptmann einmal so sieht und so schildert, wie er sich selber gesehen hat. (Dies sei der Einleitungsteil). Zunächst galt er ohne Zweifel als ein „honoriger Mann“. Es wird ihm nicht verborgen geblieben sein, daß auch seine Umwelt ihn als solchen rühmte. Es ist doch auf dem Boden des Heidentums keine Selbstverständlichkeit, daß er sich so sehr um seinen erkrankten Burschen kümmert. Daß er, der „mit den Waffen in der Hand über das Meer gekommen war, um die Juden an das Joch römischer Tyrannei zu gewöhnen, sich dem Gott Israels willig unterwarf“ (Calvin zu dieser Stelle), ist ebenfalls des Lobes wert. Dazu kommt noch seine schlichte klare

Berufsauffassung, die aus seinen Worten vom unbedingten Gehorsam deutlich hervorgeht. Kurz: es entsteht vor uns das Bild eines Mannes, der den Damaligen, sich selbst und auch uns als tadelfrei erscheint. Es ist wohl nicht gestattet, auch seine Bitte an Jesus positiv zu werten mit dem Hinweis, was es für einen stolzen Römer für eine Überwindung war, einen Rabbinen bittend anzugehen. Denn erstens fraternisiert er schon längere Zeit mit den Juden, zweitens ist ein Mensch in Not zu vielem bereit, wozu er normaler Weise sich nicht entschließt. Hier ist also nichts besonders Verdienstliches zu erkennen. Aber es genügt ja auch, was wirklich Positives über diesen Mann ausgesagt werden kann. Und was geschieht nun mit diesem braven, tüchtigen, anständigen Menschen in dem Augenblick, da er Jesu begegnet? (Hier beginnt der zweite Teil). Auffallend ist — schon Chrysostomus hat darauf aufmerksam gemacht — daß dem Hauptmann beim Anblick Jesu die Bitte selbst auf den Lippen erstirbt und daß er nur sagt: mein Knecht ist krank! Er wagt gar keine Bitte. Sein Lebensgebäude stürzt zusammen. Möglich ist allerdings auch, daß er bereits so stark von der Gewalt Jesu ergriffen ist, daß er eine Bitte für überflüssig hält (Matth. 6, 8!). Beide Male aber steht hier bereits der *κνριος* beherrschend im Mittelpunkt. Es sei nicht vergessen, daß die Anrede Jesu mit *κνριε* ein ganz großes starkes Bekenntnis in sich schließt. Aber es geht noch weiter: Jesu Antwort (wir nehmen den Vers 7 nicht als Frage sondern als Zusage) überwältigt den Mann. Er, der kaum zu bitten wagte, wird erhört trotz aller Schranken, d'e ihm nun im Angesicht Jesu als unüberwindbar erscheinen. Es entsteht hier „ein Wissen um die eigene Unwürdigkeit, wie es an der Begegnung mit Gott (Jes. 6, 5) entsteht, hier aber an der Demut Jesu erwächst und wie bei Lukas 5, 8 an Jesu Güte“ (Schniewind). Diese völlige Erschütterung des Hauptmanns drückt seine Antwort „*οκ ειμι ικανος*“ drastisch aus. Das ist ja nicht jene konventionelle Bescheidenheit (zu dieser Exegese verleitet das etwas blaße „ich bin nicht wert“ in der Lutherübersetzung), das ist die letzte und erste Erkenntnis des Menschen vor dem heiligen, gütigen Herrn, das Wissen um die Verlorenheit. Rengstorf hat völlig recht, wenn er im Theologischen Wörterbuch schreibt: „Wenn der Hauptmann im Blick auf Jesus sagt „*οκ ειμι ικανος*“, so bestimmt ihn weniger der Gedanke an die rituelle Verunreinigung, der sich Jesus als Jude durch das Betreten eines nichtjüdischen Hauses aussetzen würde, als die Gewißheit der Hoheit und Vollmacht Jesu, die ihn weit über alles Menschliche und noch dazu Nichtjüdische hinaushebt . . . So enthält das „*οκ ειμι ικανος*“ im Munde des Hauptmanns sein Bekenntnis zur Messianität Jesu. „Bei diesem Mann ist der Durchbruch erfolgt. Denn nun zeigt es sich, was das Bekenntnis zu Jesus als dem „*κνριος*“ für unerhörte Folgen hat. (Und hier beginne man den dritten Teil). Man traue diesem *κνριος* schlechthin alles zu. Es müßte nicht echter biblischer Glaube sein, wenn nun nicht das wirkende schaffende Wort wieder ganz in den Vordergrund träte! Dieser Hauptmann „erkennt“ mit einem Schlag, was wir mühsam dogmatisch erarbeiten. Daß das Wort das med'um creationis, leibhaftig vor ihm steht und daß dieses Wort alles vermag. Wie kindlich-kühn ist sein Unterfangen, dieses Wort mit seinem Befehlswort zu vergleichen. Seine *εξουσια* mit der *εξουσια* Jesu! Und doch: wie anschaulich wird dadurch der Glaube an die Wortmächtigkeit. Dieses restlose Hingebensein an die *εξουσια* Jesu wird ausdrücklich als der Glaube aner-

kannt, der im Volk Israel so spärlich und so armselig glimmt, ja in dieser Wucht nicht angetroffen wird. Warum wohl? (Hierauf gebe der Schlußteil die Antwort). Der Hauptmann wächst zum Glaubenden im Augenblick des Zerbrechens. Er wird zum Spiegel der Herrlichkeit Jesu. Zum Resonator des Wortes. Das Wort kennt keine Grenzen. Es gilt allen. Gerade auch den Outsidern. Ob wir nicht gerade die mit unserem Text ansprechen? Die sich unwert halten gegenüber den *beati possidentes*? Dürfen wir ihnen nichts sagen von dem *κρητος* und seinem Glauben schaffenden Wort? Dies Wort läßt uns das Wunder erleben, daß wir plötzlich *κρητοι* werden. Was ist zu tun? Sich dem Wort zu stellen und im Zerbrechen als Glaubender geboren werden. Doch das kann man nicht tun, das tut Er. Und Er tuts. Das ist das Evangelium dieses Evangeliums!

Karlheinz Schoener.

Septuagesimae: Matth. 20, 1—16

I. Das Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg steht in engem Zusammenhang mit der Frage des Petrus, die im vorausgehenden Kontext erwähnt wird: „Wir haben alles verlassen und sind dir nachgefolgt, was wird uns dafür?“ Der Verheißung, daß sie in der Wiedergeburt des Christus das Richteramt über die 12 Geschlechter Israels inne haben werden, folgt die Warnung: „Viele, die da sind die Ersten, werden die Letzten und die Letzten werden die Ersten sein.“ Dieses Wort wird am Ende unseres Gleichnisses in Vers 16 a wiederholt. Es ist somit klar, daß die Parabel mit zu der Antwort Jesu auf die Frage des Petrus gehört und die Verheißung Matth. 19, 28 und 29 durch die im Gleichnis enthaltene Warnung vor Mißverständnis schützen soll. Das Gleichnis hat einen großen Grundgedanken, der erkennbar wird bei der Lohnzahlung. Die gleiche Lohnzahlung an die ungleichen Arbeiter ist ja im Grunde keine echte Lohnzahlung. „Das Gleichnis tötet den Lohngedanken, indem es ihn anwendet.“ Wenn schon Joh. Weiß bemerkt, daß das Gleichnis in der Linie gewisser paulinischer Ideen liegt, so darf meines Erachtens dieser Sachverhalt noch viel stärker ausgesprochen werden. Wenn es überhaupt je eines Beweises bedarf, daß die paulinische Rechtfertigungslehre im Evangelium verankert ist, dann liefert ihn dieses Gleichnis. Hier steht dem jüdischen und d. h. im Grunde dem allgemeinen menschlichen Lohngedanken, an dem ja auch die Jünger nach Matth. 19, 27 noch teil haben und bei dem Lohn gleich Entgelt für entsprechende Leistung ist, in klarer und unmißverständlicher Weise der Gedanke des „unverdienten Lohnes“ gegenüber. Gott gibt auf alle Fälle Lohn, aber es ist Gnadenlohn. Das ist der beherrschende Grundgedanke des Gleichnisses: *Sola gratia*. Und der Ausgang der Geschichte wendet ihn nach zwei Seiten hin: Gott handelt *sola gratia*, der Mensch wird selig *sola gratia*. Leider gehen viele Auslegungen an diesem unzweifelhaften Grundgedanken vorüber und stellen weniger wichtige Züge des Gleichnisses in allegorisierender Weise in den Vordergrund. Ganz entscheidend für das Verständnis scheint die Bedeutung und Auslegung von Vers 16 a und b zu sein. Vor allem kommt es dabei auf das Verständnis des Begriffs *Letzte* an. „Die Ersten werden die Letzten sein!“ In welcher Hinsicht gilt das, und warum gilt das? Es gilt auf keinen Fall in *successivem* Sinn. Sie sind nicht deswegen Letzte, weil sie

in der Reihenfolge der Lohnzahlung sich hinten anschließen müssen. Das ist für den Skopus des Gleichnisses ein im Grunde nebensächlicher Zug, der seine Bedeutung nur im Rahmen der Gleichniserzählung, nicht aber für die Deutung hat. Sie kommen zunächst nur deswegen als Letzte dran, damit sie auf die merkwürdige Lohnzahlung des Herrn aufmerksam werden, und erst im Vollzug dieser Lohnzahlung werden sie im anderen, tieferen, existenziellen Sinne „Letzte“. Das Wort Letzte hat hier einen geraden, harten, exklusiven Sinn, wie er in Luk. 13, 28—30 gebraucht wird. Dort werden die „Letzten“ überhaupt ganz ausgeschlossen aus dem Reiche Gottes. Sie empfangen überhaupt keinen „Lohn“. Sie stehen draußen vor der Tür wie die zuletzt gekommenen Jungfrauen im Gleichnis. So ist es auch hier im Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg. Die Ersten sind Letzte geworden, das heißt sie scheiden zum Schluß überhaupt aus. Warum? Die Ausscheidung ist selbstverschuldet. Ihr Murren, ihr Scheelsehen, ihr Neid ist die Ursache dazu. Dieser Neid darf aber nicht verharmlost werden. Er ist nicht nur kleinliche Gehässigkeit, sondern er ist der Ausdruck ihrer gesamten Grundeinstellung von Anfang an. Er hat sogar eine gewisse subjektive Berechtigung von ihrem Standort aus, nämlich vom Standort des Lohngedankens überhaupt. Sie sind ja von Anfang an durch den abgeschlossenen Lohnkontrakt mit dem Weinbergbesitzer als Lohnarbeiter angestellt und gekennzeichnet, und darum müssen sie mit innerer Notwendigkeit gegen die scheinbare Ungerechtigkeit des Lohnherren protestieren. Dieser Protest wird aber die Ursache ihres Ausscheidens. Damit wird zugleich der ganze Lohngedanke in diesem Zusammenhang verurteilt. Das Lohndenken steht in unverwundlichem Gegensatz zum Gnadenlohn und macht den, der es übt, unwiderruflich zum „Letzten“, d. h., um es noch einmal zu sagen, schließt ihn schließlich aus vom Lohnempfang überhaupt. Er verliert, was er bereits als seinen Lohn empfangen hat, wieder, wie der unbarmherzige Knecht im Gleichnis die bereits empfangene Freiheit wieder verliert, oder wie der verlorene Sohn das, was „sein ist“, durch eigene Schuld verliert. Der im Anschluß an Vers 14 häufig geäußerte Gedanke, daß die Ersten nur „ihr Recht“ empfangen, die andern aber mehr als Recht, nämlich Gnade, ist falsch. Dadurch daß die Ersten zu Letzten wurden, haben sie auch ihr sog. Recht verloren. Es wird an den zwei Menschengruppen, die hier einander gegenüber gestellt werden, gezeigt, wie sich jedes Lohn-, Verdienst- und Werkdenken vor Gott unerbittlich tot laufen muß, und wie Gottes Handeln absolute Gnade ist. So bleibt am Ende nur die Gnade allein. So sehr Jesus die Herrlichkeit des Himmelreichs preist und verheißt als „Lohn“, so dürfen seine Jünger nie fragen: „Was wird uns dafür?“, sondern sollen wissen, daß sie unnütze Knechte sind und alles nur Gnade ist. Daß Vers 17 b, der in den meisten Handschriften nicht steht, hierher geraten ist, beweist, daß man die Geschichte von Anfang an als ein Zeugnis dafür verstand, daß der Weg zur ewigen Seligkeit allein das Erbarmen Gottes ist, an dem alles Menschendenken scheitern muß.

II. Die Predigt wird durch die Einordnung der Perikope in die Vorfastenzeit des Kirchenjahres in ihrem Inhalt bestimmt als Zeugnis von der Nachfolge Jesu zum Kreuz. Sie wird dabei die natürliche Gleichartigkeit unseres heutigen Lohndenkens mit dem Lohnfragen der Jünger

rückhaltlos bekennen müssen und zeigen müssen, wie uns das in der Nachfolge Jesu zur Anfechtung und Versuchung werden kann. Aber noch viel mehr dürfen die herrlichen Lohnverheißungen Gottes, nun nicht mehr als zu erstrebendes Ziel, sondern als herzlicher Trost genannt werden. Gott ist kein geiziger Gott. Wir dürfen getrost reden von Gott, dem Lohnzahler (vgl. Borchert!). Die unverdiente und unverdienbare Gnade ist das einzige Mittel, die ewige Seligkeit zu gewinnen.

III. Zur Predigtgestaltung: Die auffallende Ungerechtigkeit unserer Geschichte ist kein Beispiel für irdische Wirtschaftsordnung. Jesus hat ja gerade diesen Einzelfall um seiner ärgerlichen Besonderheit willen erzählt, um damit auf die Andersartigkeit des Reiches Gottes hinzuweisen. Er will zeigen: Alles ist Gnade.

1. Es ist Gnade, wenn Gott ruft.
2. Es ist Gnade, wenn Gott lohnt.

ad 1. Schon im Ruf liegt Gnade. Ohne den Ruf wären die Arbeiter gar nicht ins Reich Gottes, in den Bereich der Verheißung und am Ende gar zum Lohn selbst gekommen. So ist es auch Gnade für uns, wenn Gott uns auf mannigfache Weise, „durch Nachtmahl, Tauf und Wort“ vom Markt der arbeitslosen Müßigkeit in seinen Dienst ruft. Ruf in den Weinberg und Ruf zur Arbeit fallen zusammen. Wem Jesus sagt: „Komm, folge mir nach“, dem bietet er mit seiner vergebenden Gnade zugleich Arbeit und Dienst an. Hier muß auch einmal etwas über die verschiedenen Arbeitsmöglichkeiten im Reich Gottes heute, Kirche, Hilfswerk, Männer-, Jugend-, Frauenarbeit, vor allem aber auch über die Diakonie gesagt werden. Bitte auch einmal hinweisen auf den großen Nachwuchsmangel der Diakonissenhäuser! „Der Meister ist da und ruft dich!“ Wie der Ruf so ist auch die Arbeit Gnade, wie Löhne in seinem Diakonissenspruch sagt: „Was will ich? Dienen will ich. Wem will ich dienen? Dem Herrn an seinen Elenden und Armen. Und was ist mein Lohn? Ich diene weder um Dank noch um Lohn, sondern aus Dank und Liebe; mein Lohn ist, daß ich darf!“

ad 2. Gottes Lohn ist Gnade. Gott verheißt allen, die er ruft, einen Lohn. Gewiß liegt der Lohn schon oft in der Tat selbst. Aber gegenüber allem Idealismus, der sich mit Stolz auf seine höhere Sittlichkeit beruft und nur den in der Tat liegenden Lohn gelten lassen will und dabei verachtende Seitenhiebe auf die „christliche Lohnsucht“ austeilt, dürfen wir mit aller Freudigkeit den Reichtum Gottes bezeugen, der auch am Jüngsten Tag seinen Kindern lohnen wird. Was das heißt, ist Offenbarung 21, 4 beschrieben. Adolf Schlatter erzählt von seinem sterbenden Vater, dem man das Lied von den goldenen Gassen vorsang, daß er es verwehrt und bekannt habe: „Es ist mir genug, daß ich am Halse meines Vaters hange“. Wenn wir auch auf jede Ausschmückung der Lohnbilder verzichten, so ist es doch unser Anliegen, den schweren Ernst des doppelten Ausgangs zu verkündigen, nach dem es Letzte, und Gott sei Dank, auch Erste gibt, die die Schächersgnade erfahren haben. In der lateinischen Grabinschrift des Copernikus heißt es: „Nicht die Liebe, die du dem Paulus erzeigtest, nicht die Barmherzigkeit, die du dem Petrus gewährtest, nur die Gnade, die du dem Schächer verliehen, die nur begehre ich.“

August Kehrberger.

Man kann es heutzutage erleben, daß, wenn man sich einen guten Film ansieht, an den ernstesten Stellen gelacht wird. Woher kommt das? Gewisse Menschen haben so sehr den Sinn für alle tieferen Lebenszusammenhänge verloren, daß sie lachen müssen, wenn es ernst wird. Auch im Kriege ist viel gelacht, gespottet und geprahlt worden — vor und nach Stalingrad, bis es absolut nichts mehr zu lachen gab. Es kann auch sein, daß man schreit, wenn es ernst wird. Wir haben das bei den Luftangriffen erlebt. Wo waren aber die Menschen, die in solcher Lage gebetet haben? In unseren Tagen hat man wieder andere Methoden Gottes heiligen und ernstesten Anruf zu überhören. Fast alles, was in der Presse, im Rundfunk und in den Kinos geboten wird, ist ein beredtes Zeugnis dafür, von der Sport- und Wettleidenschaft ganz zu schweigen. Auch die Gesangvereine und Kegelklubs schießen wieder wie Pilze aus dem Boden. Warum sollte man auch etwas dazugelernt haben? Früher sagte man: „Wir haben auf der Erde so große und wichtige Dinge zu erledigen, daß wir uns den Luxus nicht leisten können, zum Himmel aufzuschauen“. Diese Parole hat offenbar den Nationalsozialismus überlebt. Das Leben geht weiter. Wenn es nur wenigstens ein wirkliches Leben wäre, aber es ist das alte Leben, das alte abgestandene Dasein — nur ohne allen Komfort! Ein Pfarrer einer badischen Gemeinde sagte einmal zu mir, seine Gemeinde wäre auf dem Standpunkt angelangt, daß sie das Wort Gottes nicht mehr verstehen könnte. Was Jesus und die Apostel gesagt und getan haben, wäre den Leuten so fremd geworden, daß sie nicht mehr imstande wären, es zu begreifen oder es zu ertragen. Und er meinte, mit unserm ganzen Volke könnte es dahin kommen, daß das Evangelium ihm unverständlich und unerträglich würde. Das wäre dann das letzte Stadium einer schweren Erkrankung, in dem der Patient die Medizin ablehnt, die ihm allein noch helfen kann.

War das nicht gerade die Situation des jüdischen Volkes zur Zeit des Jesaja, als der Prophet von Gott den Auftrag erhielt: „Verstocke das Herz dieses Volkes und laß ihre Ohren hart sein und blende ihre Augen, daß sie nicht sehen mit ihren Augen noch hören mit ihren Ohren noch verstehen mit ihrem Herzen und sich bekehren und genesen“? Und war das nicht wieder die Situation dieses Volkes zur Zeit Jesu? Jesus hat nicht umsonst im Zusammenhang mit seiner Verkündigung vom Reiche Gottes das alte Prophetenwort zitiert. Aber was taten Jesaja und Jesus in dieser Lage? Sie haben zwar das Gericht Gottes über ihr Volk heraufbeschworen, aber sie taten noch mehr. Sie sammelten den „heiligen Rest“ ihres Volkes und trugen ihn durch das Verderben hindurch, bis ein neues Volk Gottes aufstand, das seine Früchte brachte zu seiner Zeit. Genau dasselbe tut Jesus heute unter uns. Er sammelt sich seine Gemeinde mitten in dem sterbenden Abendland. Gehören wir auch zu dieser Gemeinde? Das wird davon abhängen, was die Saat des Wortes Gottes bei uns ausrichtet. Jedenfalls ist es nicht damit getan, daß wir nur Hörer des Wortes sind. Wenn keine Frucht in unserem Leben aus ihm hervorst, dann war die Aussaat des Wortes bei uns umsonst. Auch für uns Christen ist die Situation sehr ernst. Auch wir können krank werden und sterben, auch wir können verworfen werden und verloren gehen. Wir haben eine große persönliche Verantwortung für das, was aus der

Aussaat des Wortes Gottes wird, eine Verantwortung für uns selbst, für unser Volk und für die Sache des Reiches Gottes in der Welt. Davon will Jesus heute zu uns reden.

„Es ging ein Sämann aus, zu säen seinen Samen.“ Der Sämann ist Jesus selbst. Wir können ihm keine Vorwürfe machen, er hat es an nichts fehlen lassen. Wir können uns nicht entschuldigen, als hätten wir noch niemals etwas von ihm gehört. Er hat seinen Namen in das Buch unseres Lebens eingeschrieben — mit deutlichen Buchstaben. Oder sind wir nicht auf seinen Namen getauft und in seinem Namen konfirmiert? Hat er noch nie unsere Gebete erhört und seine Kraft in unserer Schwachheit mächtig werden lassen? Hat er nicht schon in unserm Volk eine Geschichte gehabt, eine heilige Geschichte von den Tagen des Bonifazius und Martin Luthers bis auf diesen Tag? Und wir leben doch noch heute von den Früchten dessen, was Jesus einst unseren Vätern getan und was er aus ihnen gemacht hat!

Und auch den Samen kennen wir und wir wissen, daß er gut ist. Er ist das Wort, sein Wort. Keine Phrasen, keine leeren Redensarten, keine nutzlosen Beschwörungen, sondern Kraft und Leben, Trost und Frieden ist dieses Wort. Jesus hat kein einziges unnützes Wort geredet. Er hat das Wort auch nie dazu mißbraucht, um seine Gedanken dahinter zu verbergen. Sondern umgekehrt: sein Wort ist der letzte und höchste Ausdruck seiner ewigen Gedanken, seines göttlichen Wesens und seiner göttlichen Vollmacht. (Matth. 7, 29; 8, 26; 9, 8; Offb. 19, 11 ff.). Darum hat es die Kraft, zu überzeugen und zu verwandeln. Wenn wir dieses Wort also nicht hören, liegt das nicht an der Ohnmacht seines Wortes, sondern an unseren Ohren und an unseren Herzen. „Wer Ohren hat, zu hören, der höre!“

„Vierfach ist das Ackerfeld. O Mensch, wie ist dein Herz bestellt?“

1. „Und indem er säte, fiel etliches an den Weg und ward zertreten, und die Vögel unter dem Himmel fraßen es auf.“ Ist das unsere Schuld? Ja, es ist wohl unsere Schuld. Es heißt zwar: „Es kommt der Teufel und nimmt es weg“. Aber der Teufel kommt niemals von ungefähr. Das Wort Gottes baut um uns eine Festung mit starken Mauern. Gegen diese Mauern ist der Teufel machtlos. Aber er weiß den Bundesgenossen in unserem Herzen wohl zu finden, der ihm die Festungstore von innen her öffnet. Hier liegt unsere Schuld. Wir üben Verrat, indem wir den Versprechungen des Feindes vor den Toren mehr Glauben schenken als den Verheißungen des Herrn, der wohl weiß, warum er uns in sein Wort eingeschlossen hat. Haben wir aber einmal Verrat geübt, dann wird der Acker unseres Herzens immer unfähiger, den Samen des Wortes aufzunehmen und Frucht zu bringen. Das Herz wird hart und unempfindlich zuerst gegen Gott, dann gegen die Menschen. Kein Mensch wird mit einem harten Herzen geboren. Die Verhärtung ist erst die Folge einer langen Geschichte der Gottlosigkeit in unserem Leben. Wir glauben das vielleicht nicht? Wir meinen, die anderen Menschen sind schuld. Sie haben uns so oft verbittert und enttäuscht. Gibt es vielleicht einen Menschen in der ganzen Welt, der mehr von den Menschen enttäuscht worden wäre als Jesus? Wir stehen jetzt wieder an der Schwelle seiner Passion und lassen seinen ganzen Weg von Cäsarea Philippi bis nach Jerusalem an unserem

Geiste vorüberziehen. Was für ein Leidensweg! Und bestand sein ganzes Leben nicht einzig und allein darin, daß er in der Sünder Hände überantwortet wurde? Und sie alle waren Sünder von Petrus angefangen bis zu dem geringsten Kriegsknecht, der ihn gepeinigt hat. Ist sein Herz darum hart geworden? Wer in der Liebe Gottes steht, der läßt sich nicht verbittern. Aber stehen wir in der Liebe Gottes? Das ist die Frage.

2. „Und etliches fiel auf den Fels. Und da es aufging, verdorrte es.“ Wenn im Orient die heiße Sonnenglut auf die Erde herniederstrahlt, dann senken die Pflanzen ihre Wurzeln in die Tiefe, um das in dem Erdreich aufgespeicherte Wasser heraufzuholen. Auf felsigem Boden ist das nicht möglich. Dort muß die Pflanze verdorren. Wehe uns, wenn unser Glaube nicht in der Tiefe wurzelt! Religiöse Interessen haben viele Menschen, und „trostreiche Worte“ hören sie alle von Zeit zu Zeit einmal gern. Aber nach Gottes Wort leben will niemand. Dafür sorgt schon unser alter Adam und die unbeschwertere Gottlosigkeit unserer Mitmenschen oder gar ihr Spott und ihre Feindschaft. Wir unterscheiden uns in dieser Hinsicht in keiner Weise von den normalen Weltmenschen. Wenn wir dennoch Christen sein wollen, müssen wir unseren Christenstand in fortgesetzten Anfechtungen bewähren. Das kann aber niemand, dessen Glaube nicht tief verwurzelt ist. Darum wollen wir zusehen, worauf wir unseren Glauben gründen! Auf die christliche Tradition unserer Familie, auf den Schutthaufen unserer bürgerlichen Moral, auf unsere gefestigten Überzeugungen, auf unsere frommen Gefühle? Mit dem allem kann man getrost zur Hölle fahren. Denn das alles hält nicht stand, wenn die Verfolgung über uns hereinbricht. Staupitz sagte einst zu dem jungen Luther, als er in der Anfechtung litt: „Du mußt den Mann ansehen, der da heißt Christus!“ Ein anderes Rezept gibt es für uns nicht. Aber dieses Sehen auf Christus das muß geübt werden!

3. „Und etliches fiel unter die Dornen. Und die Dornen gingen mit auf und erstickten es.“ Das Unkraut wächst immer schneller, als das Kraut. Darum soll man es beizeiten ausjäeten und es nicht erst groß werden lassen. Wir kennen das Unkraut unseres Lebens: Sorgen, Sättigkeit in unserem geistlichen und leiblichen Besitz, Zügellosigkeit in unserem Triebleben und das Vergnügen. Jedes eine Großmacht für sich. Jedes ein Götze, der neben Gott steht und seiner Totalitätsanspruch auf unser Herz erhebt. Wir sind natürlich keineswegs gewillt, diesem Verlangen unserer Hausgötzen stattzugeben. Wir wollen lieber Gott dienen und dem Mammon. Wir wollen zu Gott beten und ruhig weiter sündigen. Und wenn wir es schon nicht wollen, so tun wir es doch eben immer wieder. Solange wir noch unter diesem Zwiespalt unseres Lebens seufzen, kann uns vielleicht noch geholfen werden. Aber wie schnell hören wir auf, darunter zu leiden! Wie bald läßt unsere Widerstandskraft nach, und wir gewöhnen uns an unser Elend! Und schließlich finden wir es so in der Ordnung, wie es eben geht, weil wir endlich Frieden schließen müssen mit uns selbst. So kommt es, daß der gute Samen in unserem Herzen langsam aber sicher ersticken muß und unser Leben keine Frucht mehr bringen kann. „Ich unglückseliger Mensch, wer wird mich erlösen von diesem Todesleibe? Denn das Gute, das ich will, das tue ich nicht, sondern das Böse, das ich nicht will, das tue ich.“ Hier kann uns auch wieder nur der helfen, der uns strafft und

warnet: Jesus. Er hat die Macht, Dämonen auszutreiben, selbst wenn sie sich schon bei uns eingenistet haben. Aber wird es bei uns dazu kommen? Jesus will keine Zeichen und Wunder tun, wenn wir ihm nicht das Menschenunmögliche zutrauen („Dein Glaube hat dir geholfen“).

4. „Und etliches fiel auf ein gutes Land, und es ging auf und trug hundertfältige Frucht.“ Ein guter Acker ist ein zubereiteter Acker. Gedüngt, gepflügt, geeeggt und gejätet muß er sein, wenn er Frucht tragen soll. Und das nicht nur einmal, sondern jahrelang. Das trifft auch für das Christenleben zu. „Non est in facta, sed in fieri.“ Auf die „Einübung des Christentums“ kommt es an. Kein Mensch kommt mit einem „feinen, guten Herzen“ auf die Welt, sondern „das Dichten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf.“ Oder genauer gesagt, es ist ebenso empfänglich für das Böse wie für das Gute so, wie jeder Acker beides aufnimmt: den guten Samen wie die Unkrautsaat. Darum muß an dem Acker unablässig gearbeitet werden mit Treue und Geduld. Treu und geduldig ist niemand von Natur aus. Beides zu werden, muß man lernen. Und wir können es lernen, wenn wir in die Schule Gottes gehen, in die Schule der Gnade und des Gehorsams. Wir müssen es lernen, uns in die Hand unseres Herrn zu geben, um ihn an uns arbeiten zu lassen. Und wir müssen es lernen, die Gnade, die wir von ihm empfangen haben, weiterzugeben. Denn jede Gabe Gottes wird uns zur Aufgabe. Behalten wir die Gabe nur für uns, ohne mit ihr zu wuchern, dann verfault sie in unseren Händen. Das gibt dann ein abgestandenes, träges und totes Christentum, das ohne Frucht bleibt. Paulus sagt: „Nicht daß ich es schon ergriffen habe — ich jage ihm aber nach, daß ich es ergreifen möchte, nachdem ich von Jesus Christus ergriffen bin.“ Das ist es, worauf es ankommt.

Dr. Christian Biedermann.

BERICHTE UND MITTEILUNGEN

Die Evangelische Akademie zu Herrenalb im Jahre 1949

Die Evangelische Akademie ist einer unter vielen kirchlichen Diensten. Und sie hat für ihr Gelingen die anderen zur Voraussetzung. Aber je länger desto mehr erweist sie sich doch als notwendige Ergänzung zu der gesamten kirchlichen Arbeit. Dabei hat im Berichtsjahre die Wirkungsweise der Evangelischen Akademie eine Ausweitung erfahren, auf die im folgenden noch näher eingegangen werden soll.

Die Arbeit der Fachgruppen

Zunächst hat sich die Arbeit der Evangelischen Akademien, die sich seit Kriegsende überall auf deutschem Boden sehr rasch entwickelt haben — es gibt deren heute 10, davon 2 in der russischen Zone —, fast ganz an die Fachgruppen gewandt: Ärzte, Richter, Erzieher, Presseleute, Leute der Wirtschaft und Politik., Beamte, Arbeiter, Unternehmer, Techniker, Bauern, Hausfrauen usw. Es ging und geht noch darum, über die Möglichkeit einer allgemeinen Evangeliumsverkündigung in Predigt und Bibelstunde hinaus den Menschen zu helfen, ihren ganz bestimmten Beruf als Christen anzupacken und durchzuführen. Zwar sind dafür im Männer-, Frauen- und Jugendwerk wichtige Vorarbeiten geleistet wor-

den. Aber diese bedürfen einer Zusammenfassung, Weiterführung und Vertiefung, die außer der unmittelbaren Gemeindegemeinschaft gerade aus diesen kirchlichen Werken zu Gute kommt. Weil nach evangelischer Auffassung im Unterschied zur katholischen die Kirche auf dem Gebiet christlicher Verwirklichung in Politik, Wirtschaft und Gesellschaft kein im einzelnen bindenden Vorschriften geben darf, ist es nötig, auf andere Weise praktisch zu helfen. Das wird in den Evangelischen Akademien auf die Weise versucht, daß unter Anleitung von Fachleuten der betreffenden Sachgebiete und von Vertretern der Kirche von den Teilnehmern selbst in ausgiebigem Gespräch die Antwort auf die jeweils drängenden Fragen gesucht wird. In dieser Weise ist hier wie bisher so auch im vergangenen Jahre gearbeitet worden.

So fand vom 3.—8. 10. eine Tagung für Wirtschaft und öffentliches Leben statt, auf der um die Fragen nach der Möglichkeit einer aus christlicher Verantwortung getriebenen Politik und der christlichen Stellung zur Arbeit gerungen wurde. Dem andern Fachgebiete entsprechende Fragen beherrschten die Priesstagung vom 13.—17. oder die Tagung für Hausfrauen vom 23.—29. 8., in deren Mittelpunkt diesmal die Frage von Ehe und Erziehung stand. Die Tagung für soziale Dienste vom 21.—25. 10. bedeutete insofern eine Erweiterung der bisherigen Versuche auf diesem Gebiete, als diesmal in staatlicher und kirchlicher Wohlfahrtspflege stehende Berufsarbeiter zu einer gemeinsamen Begegnung zusammenkamen. Die Tagung für Ärzte und Seelsorger vom 19.—25. 5. sprengte bereits den engeren Fachkreis in dem das beide Berufe in gleicher Weise angehende Thema „Krankheit und Sünde“ die innere Einheit aller Ausführungen bestimmte. Das selbe gilt für die Tagung für Flüchtlinge und Flüchtlingssozialdienste vom 27. 6.—2. 7., auf der nur noch das gleiche Schicksal und die gemeinsame Verantwortung demselben gegenüber die Teilnehmer einigte.

Die pädagogische Arbeit

Die pädagogische Arbeit, die noch ganz zu der Arbeit in den Fachgruppen gehört, nimmt insofern unter diesen eine Sonderstellung ein als hier die Fragenkreise mehr als auf irgendeinem andern Gebiete ausgegliedert worden sind. So konnte vom 25.—30. 7. eine besondere Tagung für Religionsunterricht bzw. für kirchlichen Unterricht durchgeführt werden. Von sonstigen, aus der Unterweisung sich ergebenden Fragen, wurde nur das Gebiet von Deutsch und Geschichte auf einer Tagung vom 4.—10. 8. behandelt. Ein neues Wagnis mit gutem Erfolg stellte die Tagung für Fragen der Sozialpädagogik dar, die sich mit der erzieherischen Not gestrandeter und streuender Jugend befaßte.

Christentum und Weltanschauung

Die Arbeit der Fachgruppen wurde jedoch verlassen in den beiden Tagungen, auf denen die Fragen des Verhältnisses von Christentum und Weltanschauung behandelt wurde. Zwar wandte sich die Tagung über das Menschenbild vom 15.—20. 8. noch vorwiegend an Erzieher. Denn vor allem für das Bildungsziel ist es entscheidend, welches Menschenbild dem Lehrer vorschwebt: das antike, das sich im humanistischen fortsetzt, oder das des totalitären Staates, das immer mehr zur Ent-

führung u gerade au e'ischer A dem Gebie lschaft kei z, auf ande Akademi ten der b n den Te f die jewe r wie bish t und ö der Möglic tik und d n Fachgeb um 13.—17. eren Mitte Tagung fü ne Erweit al in staa ter zu ein ärzte un n Fachkre na „Krank mmt. Da htlinge chksal un Teilnehme

menschung des Menschen führt, oder das christliche, wobei man außerdem auf die nicht unwesentlichen Verschiedenheiten von evangelischem und katholischem Verständnis achten muß, auch wenn man die konfessionellen Gegensätze nicht unnötig verschärfen will. Die Tagung für christlichen Glauben und Weltanschauung vom 5.—11. 7. wandte sich jedoch an einen Zuhörererkreis, der nicht mehr an einen bestimmten Beruf gebunden war.

Die ökumenische Arbeit

Dasselbe gilt für die ökumenische Studententagung vom 21.—26. 9. Leider hatte eine Tagung, auf der die Bedeutung der Ostkirche für die gesamte Christenheit ins rechte Licht gestellt werden sollte, wegen mangelnder Beteiligung ausfallen müssen. Dafür stand aber die Frage der Ostkirche auf der unvergleichlich gut verlaufenen ökumenischen Tagung im Vordergrund. Dadurch, daß Professor Zander von der russisch-orthodoxen Akademie in Paris mehrere Tage bei uns weilte und mehrfach zu uns sprach, wurde jedem der Teilnehmer ein unvergeßlicher Eindruck der russisch- und griechisch-orthodoxen Frömmigkeit übermittelt. Orthodox heißt ja nicht, wie man weithin meint, „rechtgläubig“, sondern „rechtweisend“. Damit aber ist die Besonderheit der östlichen Kirchen viel besser gekennzeichnet. Denn an Glaubensstrenge leisten durchaus auch die westlichen Kirchen das Ihre. Aber die Inbrunst des anbetenden Lobpreises der Ostkirche erreicht keine von ihnen.

Wie der Ausfall der ersten und die geringe Beteiligung an der zweiten ökumenischen Tagung zeigt, wird die Notwendigkeit dieser Arbeit in unserer Landeskirche noch wenig erkannt. Auch weiß man bei uns noch nicht viel von der ungemein befruchtenden Wirkung, welche die liebende Beschäftigung mit fremdem Kirchtum auf die eigene Frömmigkeit ausüben kann. Aber um der gemeinsamen Weltnot und der überall wachsenden Christentumsfeindschaft willen sind die verschiedenen christlichen Konfessionen heute mehr auf einander angewiesen als bisher.

Die Aufgabe

Die Evangelische Akademie zu Herrenalb geht unter verhältnismäßig günstigen Voraussetzungen ins neue Jahr. Es ist möglich geworden, den Winter über, während dessen uns die Räume in der Falkenburg nicht zur Verfügung stehen, in der Charlottenruhe in Herrenalb unterzukommen. Es sind dort vorerst für den Januar eine Bauerntagung vom 10.—17. 1. und eine Bäuerinnentagung vom 24.—30. 1. 1950 vorgesehen. Und dann hat sich ein Freundeskreis der Evangelischen Akademie gebildet. Eine seiner Aufgaben ist es, den einzelnen Tagungen immer neue Teilnehmer zuzuführen. Denn es hat sich gezeigt, daß meist nur diejenigen, die hier bereits eine Tagung miterlebt haben, das große Opfer ernsthafter Werbung zu bringen bereit sind. Ohne solche Werbung werden die Tagungen aber nicht mehr gefüllt. Eine weitere Aufgabe ist, durch Geldspenden die Arbeit finanzieren zu helfen. Es ist an einen Beitrag von 1 DM monatlich gedacht. Doch können sich auch alle dem Freundeskreis anschließen, die keinen Beitrag leisten. Soweit es den Freunden möglich ist, bitten wir auch um ihren Rat und die Äußerung ihrer Wünsche für die Gestaltung der Arbeit. Und es wird alles versucht werden, dem zu entsprechen. Und schließlich wären wir für Fürbitte

dankbar. Seit fast zwei Jahren gedenkt ein kleiner Kreis an jedem Montagabend 10 Uhr vor Gott der Arbeit. Wer diese Zeit einhalten kann, dadurch einer bestimmten Schar eingereicht, deren Fürbitte auch ihn mittragen wird.

Ich hoffe, daß es mir im neuen Jahre mehr als bisher gelingt, die aus der hiesigen Arbeit sich ergebenden Erkenntnisse und Erfahrungen einem weiteren Kreise nutzbar zu machen. Bisher stellen allein die kurzen Presseberichte eine kleine Möglichkeit dafür dar. Ich bitte diejenige um Mitteilung, die zu ihrer Ortszeitung gute Beziehung haben, und die mir vielleicht helfen könnten, die Tagungsberichte unterzubringen. Außerdem denke ich, meine dem Oberkirchrat zu Karlsruhe eingereichten monatlichen Berichte von Zeit zu Zeit in einer für die Glieder des Freundeskreises geeigneten Form zusammenzufassen und ihn Freunden zugehen zu lassen. Das könnte für diese vielleicht eine Hilfe zur Weiterarbeit in der Gemeinde und in den kirchlichen Werken werden. Denn alles Empfangen einer Gabe verpflichtet zum Weitergeben. Und wer wirklich durch die Arbeit der Akademie etwas empfangen sollte, soll damit auch andere dienen können.

Ich kann diesen Bericht nicht schließen, ohne in aufrichtigem Danke meiner bisherigen Sekretärin, Frau Mathilde Weiß, zu gedenken. Sie scheidet am 1. 1. 1950 aus der hiesigen Arbeit aus, um vom badischen Oberkirchenrat in einer anderen kirchlichen Tätigkeit eingesetzt zu werden.

Friedrich Schauer.

Herrenalb (Schwarzwald), im Dezember 1949.
Konto: Evangelische Akademie, Spendenkonto (14 b) Herrenalb (Schwarzwald), Postscheck Karlsruhe 37 672.

Der missionarische Auftrag der Inneren Mission

Das Jahr des 100. Jubiläums der Inneren Mission ist vergangen. Wir und die anderen fragen nach dem inneren Werte, den die Feiern hinterlassen haben. Wenn die Innere Mission nicht ganz neu ihren missionarischen Auftrag wieder erkennt, so schrieb ein Blatt, hat das ganze Jubiläum keinen Wert gehabt. So hielt es die Südwestdeutsche Konferenz auf ihrer Herbsttagung am 1. 11. in Heidelberg für geboten, Rechenschaft über die volksmissionarische Tätigkeit in den Anstalten und Einrichtungen zu geben und die Notwendigkeiten für die Zukunft zu zeigen.

Wichern, Löhne und die andern Väter der Inneren Mission mußten wohl aus Zweckmäßigkeitsgründen den Verein oder die Gesellschaft für ihre neuen Aufgaben wählen, aber sie meinten damit immer: Gemeinde Jesu auf Erden bauen. Dieser Weg war damals der einzig gangbare, aber er barg auch seine Gefahren für die Zukunft der Arbeit: Die Gefahr der Verengung des weltweiten Auftrags auf bestimmte Institutionen aus der die Innere Mission heute noch nicht ganz sich gelöst hat; die Gefahr der wirtschaftlichen Betriebsamkeit oder fürsorglichen Versorgung; die Gefahr der Schaffung missionarischer Inseln, die allenfalls eine religiöse Betreuung in der Anstalt geben, die aber nicht mehr die Zeit und die Kraft haben, die Menschen mit einem missionarischen Auftrag in ihre Gemeinden zu entlassen. Sind die Anstalten noch „die Stadt auf dem Berge“, die in einer satten Welt der verbürgerlichten Kirche eine Sendung erfüllen? Das ist die Frage an die Einrichtungen der Inne-

ren Mission. Es sind aber auch die Gemeinden gefragt, die sich daran gewöhnt haben, sich mit dem Opfer oder, wenn es hoch kommt, mit der Entsendung von einigen Menschen in die Ausbildungsstätten von der ursprünglichen Verpflichtung loszukaufen. Der Aufbruch des Willens zur Diakonie in den Gemeinden selbst ist heute das erste Anzeichen, daß die Bibel in ihrer Auffassung von der Diakonie wieder neu verstanden wird.

Darüber hinaus muß sich die Innere Mission wieder viel umfassender der Masse der Gottentfremdeten, der Ratlosen und Suchenden zuwenden, eben den 95%, die die Kirche und die Gemeinde sonst nicht erreicht. Eine Million Menschen in den Westzonen besuchen an einem Tag die Kinos. 12 Millionen werden von kirchlicher Presse aller Art erreicht, in den politischen Versammlungen, auf den Bahnhöfen, in den Flüchtlingslagern, Fabriken und Baracken sind die Massen zu finden. Die Innere Mission hat wohl keinen anderen Auftrag wie die Kirche, aber ihre Mitwirkung ist auf ein anderes Feld und zunächst nicht in die einzelne Gemeinde gewiesen. Wenn sie diese Massen erreichen will, ist sie in der Tat die Kirche in der Bewegung, von der Lilje sprach, die Kirche der Tat und des Wagnisses. Nicht immer wird es Verkündigung auf den Straßen und Plätzen, in den Fabrikhallen und Zelten sein, sondern oft auch, wie in Politik und Wirtschaft, Presse, Rundfunk und Film das Gespräch mit den dort tätigen Menschen, ihre Orientierung und Ausrichtung an den Maßstäben christlichen Handelns und christlicher Grundwahrheiten. Für diese praktische Durchführung dieses Auftrags ist bereits einiges erprobt worden: Innere Mission ist in der Aussendung immer Gemeinde, die auch durch mehrere, mindestens durch zwei dargestellt werden sollte. Innere Mission hat immer wie in aller Verkündigung so auch hier den ganzen Menschen anzusprechen und vielleicht in der Art ihrer Verkündigung noch mehr auf Temperament, Veranlagung und Gewöhnung des Menschen Rücksicht zu nehmen. Sie darf sich aller Mittel der Technik bedienen, aber alle Mittel der Technik dürfen auch wirklich nur diesem Auftrag dienen. Ferner ist es wichtig, den Menschen, die unter das Wort kommen, eine Aufgabe zu zeigen, und sie so mit der Zeit in die Mitarbeit hineinzunehmen. Die Innere Mission hat heute ihre besondere Aufgabe am evangelischen Mann. Die Heimkehrerheime haben einen guten Anfang der Männerseelsorge gemacht. In Freizeit- und Erholungsheimen sollte diese weitergeführt werden.

Der Ruf, der von der Konferenz nach den hier angedeuteten Gedankengängen der Referate von Pfarrer Luther-Nürnberg ausging, ist ernst und dringend. Noch hat der Westen Zeit. Über Nacht kann es leicht anders werden. Die schwere, mühsame Arbeit im Osten unter völlig anderen Vorzeichen mahnt ständig. Die Berufsarbeiter und alle, die im Werk der Inneren Mission stehen, bedürfen der festen Herzen, wie der Vorsitzende, Rektor Nicol-Rummelsberg, es in der Andacht aussprach. Zuerst muß Gott in Seiner Gnade Sein Werk an uns tun, bevor unsere trotzigen und verzagten Herzen bereit sind, Sein Werk zu treiben.

Die Konferenz war wie immer sehr gut besucht, auch Pfarrer Münchmeyer vom Central-Ausschuß für Innere Mission war anwesend. In warmen Worten gedachte der Vorsitzende des Altvaters der Inneren Mission, Pfarrer D. Wilhelm Ziegler, der in diesen Tagen sein 50jähriges Jubiläum aktiven Dienstes in der Inneren Mission gefeiert hat.

Dr. Ina Hundinger.

Buchbesprechungen

Dr. Hans Werner Bartsch, Handbuch der evangelisch-theologischen Arbeit 1938—1948. Ev. Verlagswerk GmbH., Stuttgart

Der Verfasser, den Lesern dieser Zeitschrift durch seinen Aufsatz „Zur gegenwärtigen Auslegung und Verkündigung neutestamentlicher Texte“ (Für Arbeit und Besinnung, Jahrg. 2, Heft 10, 11) bekannt, wagt einen Überblick über die wesentlichen theologischen Neuerscheinungen des letzten Jahrzehnts geben. Dafür werden ihm vor allem die Jüngere unter uns, die während der Kriegsjahre ihre theologische Arbeit unterbrechen mußten und nun oft ratlos vor der Aufgabe stehen, das Versäumte nachzuholen und sich in der Fülle des inzwischen Erarbeiteten zurechtzufinden, großen Dank wissen. Auch der überlastete Pfarrer, der einfach zeitlich nicht mehr in der Lage ist, selbst alles zu lesen und zu verarbeiten, wird froh sein, hier auf das für die eigene Lektüre Wesentlichste hingewiesen und über manches andere in knapper und klarer Weise orientiert zu werden. Die Gefahr einer solchen summarischen Überschau — daß nämlich eine ermüdende und verwirrende Aufzählung von Namen und Buchtiteln daraus wird — ist in diesem Handbuch in glücklicher Weise vermieden. B. bietet keine amorphe Masse von Einzelbesprechungen, sondern er faßt die Neuerscheinungen jeder einzelnen Disziplin unter dem Gesichtspunkt der jeweils beherrschenden aktuellen Fragestellung zusammen und beurteilt sie von da aus. Es entsteht so über die bloße Aufzählung hinaus eine wirkliche Rekonstruktion des theologischen Gesprächs. Daß dabei der eigene theologische Standpunkt des Verfassers unverhohlen zum Ausdruck kommt, ist nur zu begrüßen, denn gerade dadurch wird der Leser, ob er nun diesem Standpunkt zustimmt oder sich zur Kritik angeregt fühlt, jedenfalls in die lebendige Auseinandersetzung mit einbezogen.

Den breitesten Raum nimmt die Besprechung der systematischen und der neutestamentlichen Arbeiten ein. Als wesentliches Motiv des systematischen Gesprächs seit 1934 stellt B. die Frage der natürlichen Gotteserkenntnis heraus. Er setzt ein bei der 1. These der Theol. Erklärung von Barmen, die alle Gotteserkenntnis streng an die Offenbarung in Jesus Christus bindet. „Es muß auf jeden Fall erkannt werden, daß die Kirche hier etwas ausgesprochen hat, was die Väter so noch nicht ausgesprochen haben, daß hier eine Entscheidung gefällt wurde, die die Väter noch nicht gefällt haben“ (10), und nach der es ein dogmatisches berechtigtes Reden von natürlicher Gotteserkenntnis nicht mehr geben kann. Von hier aus bekennt sich B. vorbehaltlos zu K. Barth, dessen Position an Hand der „Kirchlichen Dogmatik“ eingehend besprochen wird, und übt Kritik an einer Reihe systematischer Arbeiten, in denen er den klaren christozentrischen Einsatz vermißt. (Hier wäre wohl zu fragen: wird diese Kritik nicht hie und da zu schematisch? Darf z. B. wirklich aus dem Aufbau von Thielicke, Der Glaube der Christenheit nach den Hauptstücken des lutherischen Katechismus — es wird zuerst vom Menschen und vom Gesetz, dann von Christus geredet — schon gefolgert werden: „Hier wird . . . wiederum versucht, die Notwendigkeit der Uoffenbarung einsichtig zu machen, ehe man von der Offenbarung herkommt?“ (19). Dasselbe Urteil müßte dann auch den Aufbau der

ömerbriefes treffen). Es folgt die Besprechung von Arbeiten, die den Themenkreis „Philosophie und Theologie“, „Physikalisches Weltbild und Theologie“ betreffen — wiederum unter dem leitenden Gesichtspunkt der Ablehnung aller natürlichen Theologie: müssen von daher nicht alle scheinbaren Näherungen innerhalb philosophischer Weltanschauung und modernem Naturerkennen an einen Gottesglauben im allgemeinen Sinn mit großer Zurückhaltung betrachtet werden? Dem Problem des Verhältnisses von Christentum und Politik ist ein weiterer Abschnitt gewidmet; es wird verstanden als Problem der Verwirklichung der Herrschaft Jesu Christi in dieser Welt, im Gegensatz zu vor-christologischen theologischen Begründungen des Rechtes der politischen Mächte. Von da aus führt B. weiter zu der Frage „Gesetz und Evangelium“, die in den Auseinandersetzungen der letzten Jahre zweifellos immer bedrohlicher wurde und noch lange nicht geklärt ist; K. Barth hat ja gerade an dieser Stelle einen Angriff auf das Luthertum gerichtet, der um so erregender ist, als er den Punkt trifft, an dem Luther selbst das Zentrum seiner Theologie erkannte. Die Besprechung der systematischen Disziplin wird abgeschlossen durch eine Übersicht der Arbeiten zur Abendmahlsfrage.

Besonders glücklich ist m. E. die Weise, wie die Problematik der Arbeit am Neuen Testament durchleuchtet wird. Es ist das Rätsel des NT (so formuliert B. in Anschluß an das von ihm ausführlich besprochene Werk des Engländers Hoskyns, *The riddle of the New Testament*), das gerade dem sachlichen Tiefergraben der Forschung sich als ein Bleibendes erwiesen hat, das je länger je mehr aller Auflösung spottet. Dieses Rätsel des NT wird manifest in dem Problem, „wie das Kerygma von Jesus Christus zur Historie steht“ (46). Die formgeschichtliche Arbeit hat gezeigt, daß eine geschichtliche Verifizierung dieses Kerygmas nicht möglich ist. Es ist uns verwehrt, hinter der Botschaft das wirkliche Geschehen historisch-objektiv zu erkennen und so dem Glauben sein Recht wissenschaftlich nachzuweisen — was wir haben, ist das Zeugnis selbst und nicht mehr. Auf der andern Seite — auch dies das Ergebnis sachlicher Forschung — ginge der grundsätzliche Verzicht auf die Geschichte ebenso an dem Kerygma vorbei; es ist nicht an dem, daß wir uns mit dem Kerygma als Mythos, als Ausdruck zeitloser oder überzeitlicher Wahrheit begnügen und die Beziehung zur Geschichte vergleichgültigen könnten. (In diesem Zusammenhang übt B. Kritik an Bultmann, dessen Forschung er bejaht, soweit sie herausstellt, daß etwa die Auferstehung Jesu als historisches Ereignis nicht faßbar ist, an den er aber die Frage stellt, ob es richtig sei, daß der christliche Osterglaube an der historischen Frage überhaupt nicht interessiert ist). Die historische Feststellung eines Handelns Gottes ist theologisch eine Unmöglichkeit, weil sie den Glauben auflöst, der vor die Augen erkannt dieses Geschehens als Gottes Handeln gestellt ist. Hieße aber die Vergleichgültigung des Geschichtlich-Faktischen am Heilsgeschehen nicht wiederum, und nun nach der andern Seite: den Ausweg wählen, der aus einer gerade dem Glauben wesentlich zugehörigen Aporie des Denkens herausführt — letztlich: das Rätsel des Neuen Testaments auflösen? Dieses Rätsel oder besser: Geheimnis besteht eben gerade darin, daß hier Geschichte bezeugt wird, die qualitativ anders ist als alles mit historischen Mitteln zu verifizierende Geschehen und die dennoch Geschichte ist im konkretesten Sinn: die darum wissenschaftlich

weder nachgewiesen noch geleugnet, sondern nur bezeugt und geglaubt werden kann. Dies die Erkenntnis, die B. in der neutestamentlichen Arbeit der letzten Jahre sachlich sich durchsetzen sieht.

Die Arbeiten zum Alten Testament werden gesehen und urteilt unter dem Gesichtspunkt des Bemühens, über die rein historische Exegese hinaus zu einer theologischen Auslegung vorzustoßen. Das ja in der Tat das große Thema der alttestamentlichen Disziplin seit der Neubesinnung der Theologie, die nach dem ersten Weltkrieg einsetzte. Wenn etwa W. Vischer und Hellbardt bemüht sind, den theologischen Charakter der alttestamentlichen Wissenschaft wiederzugewinnen durch eine Auslegung, die die neutestamentliche Botschaft inhaltlich schon im AT vorfindet, (das AT sagt uns, was Christus ist, das NT, was er ist), so sieht B. in andern neueren Arbeiten die Erkenntnis anbahnen, daß wir gerade theologisch dem AT nicht gerecht werden, wenn wir es nicht an seinem Ort vor Christus stehen lassen und sein eigenes Wort ausreden lassen, das ihm an diesem seinem Ort aufgetragen ist.

Die Besprechung der übrigen Disziplinen — Kirchengeschichte, Praktische Theologie, Missionswissenschaft — kann bei der Vielfalt der Themen, die hier behandelt wurden, naturgemäß nur eine relativ zusammenhanglose Aufzählung von Einzelnen sein. Doch findet der Leser an bestimmten Fragen auf diesen Gebieten interessiert ist und über ihre Bearbeitung in der jüngstvergangenen Zeit unterrichten möchte auch hier wertvolle Hinweise.

Man darf von diesem Handbuch sagen, daß es nicht nur ein praktisches Nachschlagewerk, sondern dazu eine anregende Lektüre ist, die überall in die sachlichen Fragen hineinführt und das eigene theologische Nachdenken in Bewegung setzt.

Dr. Wilfried Joest.

Hans Preuß: **Die Geschichte der Abendmahlsfrömmigkeit in Zeugnissen und Berichten.** 1949, 301 Seiten. C. Bertelsmann Verlag, Göttersloh. Kart. DM 13.—, Halbl. DM 15.—.

Der bekannte Erlanger Kirchengeschichtler legt ein ungemein feinfühliges Buch vor. Es soll der Reichtum gezeigt werden, den jene Worte der Nacht, da Jesus verraten ward, angeregt haben. Die Gabe selbst steht fest; wie aber nun die Art ihrer Aufnahme in fortwährendem Wandel war und ist, mag dieses „Lesebuch“ zeigen. Der Herausgeber betont, daß ihm fest stehe, daß einzig die lutherische Aufnahme den Mut gehabt habe, die Worte Jesu wirklich stehen zu lassen. Es ist bewußt viel Material zusammengetragen (vom „Fundamentum“ — den bibl. Berichten — über das Mittelalter, bei Luther und Luthertum, röm.-kath. Abendmahlsfrömmigkeit, Barock, Pietismus, Aufklärung bis zur Problematik der Gegenwart also von der Zeit des NT bis in die Gefangenenlager nach dem 2. Weltkrieg, in 380 „Zeugnissen und Berichten“). Es ist lebendiger Fluß der Frömmigkeit, also nicht in erster Linie theologische Erörterung. Theologische und liturgische Stücke wurden nur insoweit aufgenommen, als sie zugleich Kunde lebendiger Frömmigkeit sind. Das christliche Leben im Abendmahl, einmal abgesehen von Lehre und Liturgie und den von dort her sich ergebenden Äußerungen: das ist die Absicht.

Das Buch ist ohne Zweifel eine Fundgrube von Hinweisen und

gestaltungskräftigen Anregungen, wie wir das Abendmahl gestalten; es stellt durch Männer und Frauen der Geschichte aber auch dauernd die Frage nach unserem Empfang des Sakraments. Für den Theologen ist es eine feine Gabe; dem interessierten Laien kann das Buch gewiß hilfreich sein als ein ausgesprochen theologisches Buch zur Frage. Die auf 18 Seiten gegebene „Übersicht über die Geschichte der Abendmahlsfrömmigkeit“ zum Eingang stellt einen ausgezeichneten Durchblick dar, der die sichere Hand des Historikers zeigt, die dann ja auch in all den dargebotenen Quellenstücken deutlich spürbar ist. Gute Register verhelfen zu sachgemäßer Übersicht und Verwendung.

Lic. Max Loeser.

Friedrich Leiz, **Bibelwort durch Bibelwort erklärt**. Emil Müller, Evang. Verlag, Wuppertal-Barmen, 1949. DM. 2,50.

Daß die Hl. Schrift durch sich selbst erklärt und verstanden werden kann, davon waren schon unsere Väter überzeugt, die ihr die facultas se ipsam interpretandi zuschrieben. Leiz möchte durch sein Büchlein dem heutigen Bibelleser diese Methode der Schriffterklärung wieder nahebringen und ihn ermuntern, dabei die gleichen guten Erfahrungen zu machen wie er sie selbst machen durfte. 448 „Grundstellen“ werden aus dem Neuen Testament angeführt und dazu jeweilig die zu diesen Stellen in Beziehung stehenden Bibelverse angegeben. Wer diese Texte miteinander vergleicht, wird tatsächlich davon reichen Gewinn haben, da auf Stellen, die im Verständnis Schwierigkeiten bereiten, von anderen Stellen ein helles Licht fällt. So empfangen Jesusworte durch Apostelworte neue Klarheit wie ebenso auch umgekehrt Apostelworte durch Jesusworte erhellt werden. Wie wird doch die Seligpreisung Matth. 5, 6: „Selig sind, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit; denn sie sollen satt werden“ vor allem falschen Verständnis bewahrt und dem Bibelleser klar, wenn er zum Vergleich hierzu das Pauluswort Röm. 3, 24 liest: „Und werden ohne Verdienst gerecht aus seiner Gnade durch die Erlösung, so durch Christum Jesum geschehen ist!“ Wer diesen Weg mit dem Verfasser geht, wird so zu immer neuen Erkenntnissen geführt und es mag sich lohnen, einmal nach seinem Vorschlag zu verfahren und neben der lectio continua das vergleichende Lesen sinnverwandter Stellen zu üben. Unser Predigen und Unterrichten wird davon gewiß neu befruchtet werden. So wird der Bibelleser und insbesondere auch der Pfarrer und Katechet das Büchlein mit Dank benutzen.

Dr. Naumann

Gerhard Schade, **Biblische Wörter neu gehört**. 5., erweiterte Auflage. 78 S. DM 2,20. Agentur des Rauhen Hauses, Hamburg.

Dieses Büchlein stellt sich neben Ralph Luthers „Neutestamentliches Wörterbuch“, Horst Quirings „Grundworte des Glaubens“ und Wilhelm Stählin's „Wörterbuch der Christenheit“. Es will noch mehr wie diese Bücher ein „Handbüchlein“ sein mit der „Beschränkung auf das Allerwichtigste“. 61 biblische Begriffe werden erläutert, so etwa, um nur wenig herauszugreifen: Advent, Anfechtung, Bekehrung, Ehre, Erbauung, Erkennen, Ewig, Fleisch, Heiligung, Heimsuchung, Lohn, Prophet, Seele, Selig. Daneben will das Büchlein noch Hinweise dafür geben, wie biblische Begriffe ihre Verwendung im dichterischen Schrifttum gefunden haben: „Diesen Dienst der Dichter sollte die christliche Gemeinde viel stärker für ihre eigene Erkenntnis und für ihr Zeugnis nutzbar machen.“

Perspektiven der Liebe, Betrachtungen über Sexus, Eros und Agape ganz le
Karl-August Götz, Gralverlag Heidelberg, 1949. DM. 5,90. innere

Der Verf. verwendet eine doppelt indirekte Methode, um über Bei e
gen. drei Größen zu sprechen: Er befragt darüber die Gedanken Margo
Platos, Kierkegaards, Stendhals, Hölderlins, Goethes, Dantes, Nova W
Wagners, Tolstojs. Aber eben nicht so, daß er uns eine zeichnende D Es
stellung ihres Denkens und Fühlens gäbe, sondern so, daß er — hier so
Kenntnis weitgehend voraussetzend — eine Fülle geistreicher, gelegentlich de
lich wohl auch gewagter Bemerkungen austreut, mit ihnen in ein Str Durch
gespräch eintritt, um darzutun, daß ohne die läuternde und bewahrende
Gewalt der Agape Sexus und Eros in sich selber zerfallen und zerstör weithi
So will er der Botschaft des NT dienen. Bösing gedruck

Elisabeth Lill, Dein Antlitz suche ich . . . Gral-Verlag Heidelberg Gerha
1949, 75 Seiten. DM 2,40. na

Dieses Büchlein stammt aus dem Kreis lebendiger katholischer Frö te
migkeit. Es ist aber über seinen ursprünglichen Kreis hinaus ein ko Al
bares Zeugnis echter christlicher Haltung inmitten der Heimatlosigkei Be
und Sehnsucht unserer Zeit. Man möchte es allen Menschen, die wie weg
Verfasserin keine „Haut“, sondern auch nur ein „Häutchen“ haben in sind. I
Hand geben. Vielleicht lernte mancher daraus, wie auch zarte See ergänz
stark werden unter dem Kreuz. Wer dort Trost gefunden hat, kann an grund
trösten. Eugen Speck.

Gottlob Mundle, Kinderseelen - Saatfeld Gottes. Brunnenverlag A
Metzingen. 160 S. DM 4,40 bzw. 5,60. hel m

Das Buch gibt in einem seelenkundlichen und in einem methodisch A
Teil, sowie in einer Beispielsammlung die reichen Erfahrungen d A wis
Verfassers aus der Arbeit des Kindergottesdienstes wieder. Die He In der
in unseren Kinderkirchen können daraus viel lernen. bro d

Friedrich Rupprecht, Wilhelm Löhe. Evang. Verlagswerk, Stuttgart Brenz.
48 S. 8 Bilder. DM 1,20. 1950. 8

Unter der Herausgeberschaft Fr. Rupprechts haben sich fünf kenn Jahrb
nisreiche Verfasser vereinigt, um Wilhelm Löhe als Menschen und Imme
seinem Wirken als Mann der Äußeren und der Inneren Mission und DM 0
Vorkämpfer der lutherischen Kirche zu schildern. D

Martin Doerne, Der Mensch im Urteil der Bibel. Christlicher Ze den, V
schriftenverlag, Berlin-Dahlem. 34 S. DM 1,80. farbig

M. Doernes Büchlein ist vor zehn Jahren erstmalig erschienen un dürfte
wird nun von ihm, nur in den ersten Kapiteln neu geschrieben, wie Daß u
vorgelegt. Es will ein schlichter und knapper Umriss des „christliche eine
Menschenbildes“ für fragende Menschen innerhalb und außerhalb d Leber
Kirche sein und glaubt darin mit Recht neben den großen Darstellun der I
des Gegenstandes (von Emil Brunner, Edmund Schlink, Helmut Thielic ander
und anderen) seinen Sinn zu haben. der „
neuerun

Weg zum Lied. Eine Handreichung zum Jugendgesangbuch. Teil I: Wort tungs
und Sacherklärungen (Zusammengestellt von Pfarrer Ebert, Ulm „Anno
Verlag Junge Gemeinde, Stuttgart. 52 S., DM 1.— dem
und i

Diese Erläuterungen wollen eine Hilfe sein bei der Einführung d digun
Lieder des Jugendgesangbuchs, weil es, wie die Vorbemerkung sagt, „nich

und Agape ganz leicht ist, sprachliche Schwierigkeiten verständlich zu machen oder
5,90. innere Zusammenhänge zwischen Lied und Heiliger Schrift aufzudecken.“
um über Bei einigen Liedern sind auch Bemerkungen zur Singweise beigegeben.

Gedanken Margot Witte, **Das große Wagnis**. Erinnerungen an Eva von Tiele-
Winkler. Verlag J. F. Steinkopf, Stuttgart. 240 S., DM 6.50.

chnende D Es sind schon manche Bücher über „Mutter Eva“ erschienen. Dieses
er — hier scheint uns das beste zu sein. Es ist erwachsen aus der Gemeinsamer,
gelegteit des Dienstes mit Schwester Eva durch mehrere Jahrzehnte hindurch.
in ein Sta Durch sein schlichtes Erzählen wird auch das Gefährliche aller und be-
bewahrensonders der christlichen Biographien, die Unbescheidenheit nämlich,
und zerstörweithin vermieden. Vor allem vermittelt das Buch einen starken Ein-
ösingedruck von der Christin Eva von Tiele-Winkler.

g Heidelb Gerhard Kunze: **Vom kirchlichen Wiederaufbau**. Sonderdruck aus „Mo-
natsschrift für Pastoraltheologie“. 48 S. DM 1,50. — Ders.: **Lehre, Got-
tesdienst, Kirchenbau in ihren gegenseitigen Beziehungen**. 135 S. 26

ischer Frö Abbildungen, DM 11.80. Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen.

aus ein ka Beide Schriften sind außerordentlich interessant zu lesen, einmal
imatiosig wegen der Lebhaftigkeit ihrer Diktion und weil sie einseitige Bücher
die wie sind. Das weiß der Verfasser selbst. Das an zweiter Stelle genannte Buch
haben in ergänzt durch seine Ausführungen über den ältesten Kirchenbau die
zarte See ergäntzt durch seine Ausführungen über den ältesten Kirchenbau die
t, kann als grundsätzlichen Gedanken des ersten Buches.

Speck.

quellverl

Neuerscheinungen des Quell-Verlages

Anna Katterfeld, **Leuchtendes Leben**. 264 S. DM 6,80 — Wil-
helm Teufel, **Johannes von der Ostsee**. 160 S. DM 5,30. — Max

methodisch Awiszus, **Anne Swarate**. 80 S. DM 2,50. — Hanna Bosenstein,
Die Hel **In den Tagen der Augustana**. 80 S. DM 2,50. — Annemarie Sieben-
brodt, **Die Glockners**. 60 S. DM 2,50. — Alfred Brecht, **Johannes**

k, Stuttg **Brenz**. Der Reformator Württembergs. 48 S. DM 1,50. — **Immergrünkalender**

1950. 80 S. Mit Bildern und 2 Kunstbeilagen. DM 1,—. — **Frauenlob**. Ein
Jahrbuch für Frauen und Mädchen. 64 S. DM 0,80. — **Partienpreise**. —

fünf ken **Immergrün-Hefte**. Bis jetzt wieder 17 Hefte. Je 16 S. Mit Bildern. Je
hen und DM 0,30. Partienpreise.

tion und Das Buch der bekannten Schriftstellerin A. Katterfeld „Vom Wer-
den, Wirken und Wesen Peter Roseggers“ ist lebendig, eindrucklich und

licher Ze farbig geschrieben und kann uneingeschränkt empfohlen werden. Es
dürfte sich auch zum Vorlesen bei Frauennachmittagen usw. eignen. —

hienen u Daß uns wieder eine Biographie aus der Feder Wilhelm Teufels grüßt, ist
oen, wied eine schöne Überraschung. Diesmal hat er in der von ihm bekannten

christlich Lebendigkeit das Leben Johann Falks nachgezeichnet, dieses Vorläufers
Berhalb d der Inneren Mission, der auf Wichern stark gewirkt hat, wie er selber

erstellung andererseits ohne Pestalozzi nicht denkbar ist. Gerade heute, wo wir an
ut Thielid der „Jugend auf der Landstraße“ nicht vorbeisehen dürfen, ist Falk von

neuem aktuell geworden, der im „Lutherhof“ in Weimar die erste Ret-
tungsanstalt für gefährdete Jugendliche einrichtete. — Das Leben der

eil I: Wor „Anne Swarate“ ist ein äußerlich armes und geplagtes Leben, das mit
bert, Ulm dem Worte Gottes ganz nüchtern gelebt wird und darum doch reich ist

ührung d und in einem Glanze steht. Eine Erzählung, die im besten Sinn Verkün-
sagt, „nid digungscharakter hat, aber darum, weil sie das Leben schildert, wie es

ist, in die Hand nicht allzu junger Menschen gehört. — „In den Titelerzählungen in einem Bändchen zusammen. Um das Herz, das „traurige und verzagte Ding“, gehen alle diese Geschichten. Sie gehören darum vor allem in die Hand solcher Leser, denen es die eigene Art immer schwer macht, an der Hand Gottes ihren Weg zu gehen. — Die Erzählung „Die Glockners“ hat die Form familiengeschichtlicher Aufzeichnungen aus fünf Jahrhunderten, die mit 1421 beginnen. Solche Menschen sollten auf dieses Büchlein aufmerksam gemacht werden, die gerne einmal über vergangene Zeiten nachsinnen. — Das frisch geschriebene Büchlein von A. Brecht über den schwäbischen Reformator sollte vielen Gemeindegliedern, theologischen und nichttheologischen, gelesen werden. Es ist es wert. — Die beiden Kalender bzw. Jahrbücher „Immergrün-Kalender“ und „Frauenlob“ möchten mit ihren Bildern, Geschichten, erzählenden und belehrenden Stoffen in die Gemeinden hinkommen, „Frauenlob“ dabei besonders in die Hand der Frauen und Mädchen. Auch die Verbreitung von christlichen Kalendern ist heute besonders wichtig. — Die „Immergrün-Hefte“ sind besonders für die Zwölf- bis Vierzehnjährigen zu empfehlen. Zum Vorlesen eignen sich vor allem natürlich das Heft aus der Feder von Anna Schieber „Was Annegreife helfen fand“ wie die Erzählungen von Emma Müllenhoff „Ein Entdecker wider Willen“ und „Der junge Grönlandfahrer“ ferner „Die Mühle im Körschtal“ von Gertrud Lempp und die das konfessionelle Problem sachlich behandelnde Erzählung von Agnes Sapper „Der Vikar von Heiligengrund“. Besonders gelungen erscheinen die beiden biographischen Hefte von Wilhelm Teufel über Albert Schweitzer („Der Urwald doktor“) über Oberlin.

Berichtigung: In Nr. 24/1949 S. 457 ist am Schluß der Zeile 6 von oben einzufügen: dadurch. S. 461, Zeile 3—1 von unten müssen lauten: Das aber eignete sich — angesichts der damaligen theologischen Debatten scheinbar noch besser als etwa die Augustana oder die Katechismen des Apostolikums.

50.— DM Belohnung

für Taufurkunde des um 1824 im Lande Baden als Sohn eines Landwirts Conrad Huber geborenen Joseph Huber.

Genealog J.-F. Moser, (16) Bad Sooden-Allendorf

Die Mitarbeiter dieser Beilage:

Pfarrer Dr. Chr. Biedermann (17a) Karlsruhe/Baden, Vorholzstr.
Pfarrer Rudolf Bössinger (17a) Heidelberg-Kirchheim, Oberdorfstr.
Fürs.Ref. Dr. Ina Hundinger (17a) Karlsr.-Rüppurr, Gr.Eberst. Str.
Pfarrer Dr. Wilfried Joest (17a) Heidelberg-Ziegelhausen, Mühlweg
Pfr. A. Kehrberger (17 b) Nonnenweier Kr. Lahr, Diak.-Mutterh.
Pfarrer Eugen Speck (17a) Mannheim, Im Lohr 6
Pfarrer Dr. Friedrich Schauer (14 b) Herrenalb Kr. Calw, Falkenberg
Pfarrer Karlheinz Schoener (17a) Heidelberg, Lutherstraße 65
Pfarrer Horst Weigt (17a) Mannheim Q 2. 13

Verantwortlich: Pfarrer Helmut Meerwein (17a) Karlsruhe (Baden), Blumenstr. 1 — Im Quell-Verlag der Evang. Gesellschaft, Stuttgart
Alle Rechte vorbehalten — Druck: Verlagsdruckerei Conradi & Fellbach bei Stuttgart. — Auflage 850.